

Jens Gieseke

„Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen
Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit als Elite

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.925>

Reprint von:

Jens Gieseke, „Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit als Elite, in: Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, herausgegeben von Peter Hübner, Böhlau Köln, 1999 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 15), ISBN 978-3-412-13898-1, S. 201-240

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>



Zitationshinweis:

Jens Gieseke (1999), „Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit als Elite, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.925>

Ursprünglich erschienen als: Jens Gieseke, „Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit als Elite, in: Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR, herausgegeben von Peter Hübner, Böhlau Köln, 1999 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 15), ISBN 978-3-412-13898-1, S. 201-240

Zeithistorische Studien

Herausgegeben vom Zentrum für
Zeithistorische Forschung Potsdam

Band 15

Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen
der DDR-Geschichte, Band 4

Peter Hübner (Hg.)

Eliten im Sozialismus

Beiträge zur Sozialgeschichte
der DDR



1999

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ZZF 10529 (1188 ZZF)

Zentrum für
Zeithistorische Forschung e.V.
Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Eliten im Sozialismus :

Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR / Peter Hübner (Hg.). –

Köln ; Weimar ; Wien : Böhlau, 1999

(Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen der DDR-Geschichte ; Bd. 4)

(Zeithistorische Studien ; Bd. 15)

ISBN 3-412-13898-3

© 1999 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Walter Womacka: „Unser Leben“, 1964, vierteiliges Wandbild am

Haus des Lehrers in Berlin, 125 x 7 m (Ausschnitt), Foto: Jan Buschbom, Berlin 1999

Druck und Bindung: MVR-Druck, Brühl

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-412-13898-3

Inhalt

PETER HÜBNER

Einleitung: Antielitäre Eliten? 9

*I. Allgemeine Aspekte des „realsozialistischen“ Elitenproblems:
Traditionen, Mentalitäten, Wertorientierungen*

ARND BAUERKÄMPER

Kaderdiktatur und Kadergesellschaft. Politische Herrschaft,
Milieubindungen und Wertetraditionalismus im Elitenwechsel in der
SBZ/DDR von 1945 bis zu den sechziger Jahren 37

JÜRGEN DANYEL

Die unbescholtene Macht. Zum antifaschistischen Selbstverständnis
der ostdeutschen Eliten 67

VICTORIA KAINA/MARTINA SAUER

Ostdeutsche Eliten und gesamtdeutsche Führungsschicht im
gesellschaftlichen Integrationsprozeß. Ergebnisse der
„Potsdamer Elitestudie 1995“ 87

II. Partei- und Staatsapparat

HELGA A. WELSH

Kaderpolitik auf dem Prüfstand:

Die Bezirke und ihre Sekretäre 1952–1989 107

RUTH-KRISTIN RÖSSLER

Aspekte der Personalentwicklung und der Personalpolitik in der Justiz
der Sowjetischen Besatzungszone und der frühen DDR 131

SABINE ROSS

Verhinderter Aufstieg? Frauen in lokalen Führungspositionen des DDR-
Staatsapparats der achtziger Jahre 147

RÜDIGER WENZKE

„Bei uns können Sie General werden ...“ Zur Herausbildung und
Entwicklung eines „sozialistischen Offizierkorps“ im DDR-Militär 167

JENS GIESEKE

„Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen Mitarbeiter des
Ministeriums für Staatssicherheit als Elite 201

SEBASTIAN SIMSCH

„ was zeigt, daß sie ideologisch zurückgeblieben sind“.
Personelle Grenzen der frühen DDR-Diktatur am Beispiel der
FDGB-Funktionäre in und um Dresden, 1945-1951 241

III. Wirtschaft

CHRISTOPH BOYER

Bürohelden? Arbeitshabitus und Verwaltungsstil der zentralen
Planbürokratie in der formativen Phase der SBZ/DDR 255

FRIEDERIKE SATTLER

Zwischen politischem Kurs und pragmatischem Zwang: Zum
Konfliktverhalten von SED-Wirtschaftsfunktionären im
Land Brandenburg im Krisenjahr 1947 273

GEORG WAGNER-KYORA

Loyalität auf Zeit - zur Identität der Management-Elite der
DDR-Chemieindustrie in den fünfziger Jahren 299

CHRISTEL NEHRIG

Das Leitungspersonal der Volkseigenen Güter 1945-1970 309

PETER HÜBNER

Menschen-Macht-Maschinen. Technokratie in der DDR..... 325

IV. Wissenschaft und Forschung

RALPH JESSEN

Zwischen Bildungspathos und Spezialistentum. Werthaltungen und
Identitätskonstruktionen der Hochschullehrer in West- und
Ostdeutschland nach 1945 361

SONJA HÄDER

Sozialporträt der Pädagogischen Fakultät der Universität
Halle-Wittenberg von ihrer Gründung 1946/47 bis zu ihrer Auflösung
1955. Strukturwandel vs. bürgerliche Kontinuität..... 381

DOLORES L. AUGUSTINE

Berufliches Selbstbild, Arbeitshabitus und Mentalitätsstrukturen von
Software-Experten der DDR..... 405

Anhang

Literaturverzeichnis 435

Autorenverzeichnis 473

JENS GIESEKE

„Genossen erster Kategorie“: Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit als Elite

1. Die Staatssicherheit als Teil der sozialistischen Dienstklasse

Keine Institution des Staates DDR hat seit dessen Zusammenbruch solche Aufmerksamkeit auf sich gezogen wie das Ministerium für Staatssicherheit (MfS).¹ Bei der Aufarbeitung dieses „erschreckendsten und zugleich grotesksten Teils des SED-Herrschaftssystems“² herrschte und herrscht ein erheblicher Nachholbedarf – und aufgrund der nach Art und Maß einmaligen Aktenöffnung besteht auch eine gute Chance, zu grundlegenden Wissensfortschritten über diesen Eckpfeiler des Staatssozialismus zu gelangen. Ihrer Genese nach steht diese Aufarbeitung in einem dezidiert politischen Kontext, der den Diskurs über das in der Zeitgeschichte ohnehin übliche Maß hinaus prägt.³ Die folgende Skizze befaßt sich mit den in diesem Zusammenhang eher vernachlässigten hauptamtlichen Mitarbeitern, die die Funktion der Staatssicherheit als wichtigstem repressiven Instrument der Parteidiktatur praktisch ausführten und die Herrschaftsinteressen gegenüber inoffiziellen Zuträgern und „Publikum“ vermittelten und durchsetzten.⁴ Im folgenden soll untersucht werden, welchen Platz das Personal der Staatssicherheit innerhalb der soziopolitischen Gesellschaftsstruktur

-
- 1 Dieser Beitrag faßt Teilergebnisse einer größeren Studie zum hauptamtlichen Personal des Ministeriums für Staatssicherheit zusammen, die voraussichtlich 2000 als Monographie erscheinen wird. Zum MfS als Elite vgl. auch Jens Gieseke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit – eine sozialistische Elite?, in: Stefan Hombostel (Hg.), Sozialistische Eliten, Opladen 1999 (im Druck), als allgemeiner Überblick vgl. Jens Gieseke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, in: Klaus-Dietmar Henke/Siegfried Suckut/Clemens Vollnhals u. a. (Hg.), Anatomie der Staatssicherheit, Geschichte, Struktur, Methoden. MfS-Handbuch. Teil IV/1, BStU, Berlin 1995.
 - 2 Christoph Kleßmann/Martin Sabrow, Zeitgeschichte in Deutschland nach 1989, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 39/96, S. 3–14, hier S. 11.
 - 3 Vgl. Jürgen Kocka, Umgang mit der DDR-Vergangenheit. Aufgaben der Zeitgeschichte, in: Ders., Vereinigungskrise, Göttingen 1995, S. 122–129, hier S. 122f.
 - 4 Um Mißverständnisse zu vermeiden: Mit dieser Feststellung ist kein Urteil darüber gesprochen, welche anderen, nicht-repressiven Instrumente die SED zur Sicherung ihrer Macht einsetzte und welches Gewicht diese gegenüber den repressiven Instrumenten hatten. Soweit ich sehe, ist es jedoch unstrittig, daß Repression als ein wichtiges Instrument der Parteidiktatur zur „Erzeugung“ von Loyalität diente und das MfS für diesen Zweck die wichtigste Institution war.

der DDR einnahm, inwiefern sich diese Position funktional und intentional als „elitär“ definieren läßt und welche besonderen Ausprägungen das Selbstverständnis der MfS-Mitarbeiter im Kontext des „kollektiven Bewußtseins“ im Staats- und Parteiapparat der DDR aufwies. Zudem sollen genetische Ursprünge und soziobiographische Grundlagen dieses Selbstbildes umrissen und schließlich Erosionsprozesse in der Endphase der DDR in den Blick genommen werden.

Zeitliche Schwerpunkte der folgenden Skizze bilden neben den fünfziger Jahren die siebziger Jahre, die als stärkste Expansionsphase gleichsam idealtypisch für die Funktion der Staatssicherheit im kommunistischen Herrschaftssystem behandelt werden. Die sechziger Jahre werden hingegen – unter anderem aufgrund der geringen Zahl aussagefähiger Quellen – etwas provisorisch als transitorische Etappe verstanden, in der sich die Staatssicherheit von einem im engeren Sinne stalinistischen Apparat „terroristisch-administrativer Machtgewinnung und -sicherung“⁵ zur „modernen“ sicherheitspolitischen Universalbürokratie entwickelte.⁶ Die achtziger Jahre werden mit Blick auf die „Finalitätskrise“ der DDR ohnehin gesondert behandelt. An Grenzen stößt die folgende Darstellung neben diesen Einschränkungen in der historisch-konkreten Reichweite noch in einem weiteren Sinn: Forschungsstand und fachdisziplinäre Reflektion über die Träger des SED-Staates stecken noch ganz in den Anfängen, gerade auf dem methodisch schwierigen Feld geistiger Einstellungen und unterschwelliger Prägungen. Maßstäbe, wie sie neuere Studien zu Biographien und Mentalität der Weltanschauungseliten des Dritten Reiches gesetzt haben, stellen deshalb eine professionelle Herausforderung dar, ohne in jedem Falle ad hoc erfüllbar zu sein.⁷

Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit waren Teil der Dienstklasse der sozialistischen Gesellschaft. Eine solche Verortung ergibt sich schon aus ihrer formalen Position als Mitarbeiter des zentralen Staatsapparates der DDR. Wichtiger freilich ist ihre politisch-materielle Position, die mit der Zugehörigkeit zur Ministerialbürokratie nur unzureichend beschrieben ist. Faktisch agierten sie als SED-Berufsfunktionäre in der arbeitsrechtlichen Hülle des Staatsangestellten, genauer: Berufssoldaten, und gehörten damit – innerhalb der etwa zwanzig Prozent der erwachsenen Bevölkerung, die ihre Systemloyalität als Mitglieder der Einheitspartei dokumentierten – zum mehrere hunderttausend Personen zählenden engeren Kreis der Funktionseelite der sozialistischen Diktatur.⁸ Im Unterschied zu anderen Zweigen des Staatsapparates war das SED-Parteibuch beim MfS nicht nur Mittel zu Karriere, Einfluß oder Absicherung, sondern obligatorische Voraussetzung.⁹ Die dienstliche

5 Jan Foitzik, Die stalinistischen „Säuberungen“ in den ostmitteleuropäischen kommunistischen Parteien. Ein vergleichender Überblick, in: Hermann Weber/Dietrich Staritz (Hg.), *Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und „Säuberungen“ in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren*, Berlin 1993, S. 423.

6 Zu dieser Interpretation der MfS-Geschichte vgl.: Jens Gieseke, *Das Ministerium für Staatssicherheit (1950–1990)*, in: Torsten Diedrich/Hans Ehlert/Rüdiger Wenzke (Hg.), *Im Dienste der Partei. Handbuch der bewaffneten Organe der DDR*, Berlin 1998, S. 371–422.

7 Stellvertretend sei genannt: Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996.

8 Vgl. zur Verortung von Mitgliedschaft und Berufsfunktionären der SED Ralph Jessen, *Partei, Staat und „Bündnispartner“*. Die Herrschaftsmechanismen der SED-Diktatur, in: Matthias Judt (Hg.), *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse*, Berlin 1998, S. 27–86, hier 32.

9 Ausnahmen gab es in wenigen technischen Randbereichen sowie bei jungen Einstellungskandidaten, die aber durchweg alsbald in die Partei aufgenommen wurden.

Tätigkeit galt zugleich als Parteiauftrag. Die Einheitspartei hob ihre Suprematie, die sich anderswo in Strukturdoppelungen und statuarisch niedergelegten Nachordnungen der Staatsorgane niederschlug,¹⁰ hier auf eine höhere Stufe: sie verschmolz staatliche und parteiliche Funktionen. Als Nebeneffekt hatte die – gleichwohl im MfS vorhandene – SED-Parteiorganisation ihre „führende“ Funktion weitgehend aufgegeben und beschränkte sich neben gewerkschaftsähnlichen Sozialmaßnahmen auf die „parteibezogenerische“ Assistenz im Dienstbetrieb. Ähnliches gilt für die Abteilung Sicherheitsfragen des Zentralkomitees: Die Mitarbeiter des dortigen Sektors Staatssicherheit waren abgeordnete MfS-Offiziere, die eigentliche politische Führung hingegen erfolgte auf direktem Wege zwischen dem Generalsekretär und dem Minister, der ja bis 1953 und ab 1971 auch direkt im Politbüro vertreten war.¹¹

Innerhalb des Staatsapparates der DDR gehörte das Ministerium für Staatssicherheit zu den „bewaffneten Organen“ und stellte neben dem Ministerium des Innern mit der Volkspolizei sowie dem Ministerium für Nationale Verteidigung mit der Nationalen Volksarmee eine der drei mit physischer Exekutivgewalt ausgestatteten Hauptsäulen des Sektors innerer und äußerer Sicherheit dar.¹² Aus dieser Einstufung als „bewaffnetes Organ“ ergaben sich wichtige Rahmenbedingungen der Personalverfassung und damit der Selbstwahrnehmung der Mitarbeiter. Ein klarer berufssoziologischer Zugriff ist schwierig, weil es an einer eindeutigen Aufgabenabgrenzung gegenüber den anderen Organen fehlt: Die naheliegende Vorstellung, neben Polizei und Armee wäre der Staatssicherheit die Rolle eines Nachrichtendienstes zugekommen, ist zwar nicht falsch, aber unzureichend, denn erstens war sie ihrer Genese nach ursprünglich politische Geheimpolizei, während genuin nachrichtendienstliche Funktionen erst später hinzukamen. Zweitens – für die Systemfunktion das gewichtigere Argument – zeichnete sich die Staatssicherheit durch eine ausgesprochene „Gefräßigkeit“ aus, wenn es darum ging, den anderen bewaffneten Organen Aufgaben zu entziehen bzw. sie als übergeordnetes Kontrollorgan zu doppelten. In diesem Zusammenhang koppelte sich seit Anfang der sechziger Jahre die damals noch recht überschaubare Staatssicherheit vom Wachstum der anderen bewaffneten Organe ab und erreichte schließlich etwa die gleiche Größe wie die „öffentliche“ Volkspolizei. Während die Volkspolizei in einer Größenordnung von etwa 100 000 Mitarbeitern und die Nationale Volksarmee von etwa 150 000 Mann stagnierten, wuchs die Staatssicherheit von etwa 22 000 (1960) auf 91 000 Mitarbeiter (1989).

Diese Okkupation innerer und äußerer Sicherheitsbelange hatte mehrere Implikationen: Einerseits gestaltete das MfS sämtliche einverleibten Aufgaben nach ihren Kriterien politisch-geheimpolizeilicher Logik – sie „stasifizierte“ sie gewissermaßen. Für die innere Per-

10 Jessen, Partei, Staat und „Bündnispartner“, S. 36.

11 Vgl. Silke Schumann, Parteiziehung in der Geheimpolizei. Zur Rolle der SED im MfS der fünfziger Jahre, Berlin 1997; Dies., Die Parteiorganisation der SED im MfS (MfS-Handbuch III/20), Berlin 1998. Für die Phase von 1953 bis 1971 wäre die Stellung des MfS im Partegefüge noch zu untersuchen, und zwar insbesondere die Rangordnung zwischen dem seit 1958 amtierenden ZK-Sekretär für Sicherheitsfragen Erich Honecker und dem Minister Erich Mielke, der damals lediglich ZK-Mitglied war. Monika Kaiser blendet in ihrer sonst breit angelegten Studie über die SED-Führung der sechziger Jahre die Rolle und Stellung des MfS weitgehend aus, läßt aber offen, ob dies einem Urteil in der Sache oder einer heuristischen Vorentscheidung geschuldet ist; vgl. Monika Kaiser, Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker. Funktionsmechanismen der SED-Diktatur in Konfliktsituationen 1962 bis 1972, Berlin 1997.

12 Als Überblick zu den bewaffneten Organen vgl. Diedrich/Ehlert/Wenzke (Hg.), Im Dienste der Partei.

sionalverfassung bedeutete dies, daß die Regeln geheimdienstlicher Konspiration und Abschottung auch auf Aufgabenfeldern galten, die im Kern militärischen oder polizeilichen Charakter hatten, zum Beispiel die Verteidigung von Regierungsgebäuden im Kriegsfall (durch das Wachregiment „Feliks Dzierzynski“), der Schutz von Politikern durch Leibwächter (Hauptabteilung Personenschutz) oder die Paßkontrollen an den Grenzübergängen (Hauptabteilung VI). Diese ausgreifende Geheimhaltungsdoktrin erzeugte eine Atmosphäre der Undurchsichtigkeit, die sich unter dem Einfluß der daraus entspringenden Mythen in eine „verzerrte Durchsichtigkeit“ verwandelte.¹³ Jede scheinbare oder tatsächliche Teilhabe am geheimen Machtwissen der Staatssicherheit wurde damit zu einem wertvollen Gut.

Zugleich übernahm das MfS in seiner Personalverfassung und internen Kommunikation die Regeln des militärischen Dienstrechts: Den Mitarbeitern drohten bei Fehltritten die scharfen Sanktionen des Militärstrafrechts; sie arbeiteten nach den Grundsätzen von Befehl und Gehorsam und waren damit in eine betont hierarchische Struktur eingebunden. Der Status des Berufssoldaten substituierte zugleich das Fehlen eines Berufsbeamtentums mit seinen besonderen Dienst- und Treuepflichten.

Der Umgang mit dem Publikum hingegen trug im wesentlichen Züge polizeilicher Tätigkeit. Unter Gesichtspunkten der „Fach“-Methodik war das MfS vor allem der Kriminalpolizei eng verwandt. Nicht zufällig unterhielten die Ministerien für Staatssicherheit und Inneres an der Humboldt-Universität zu Berlin gemeinsam den Studiengang Kriminalistik für ihren Nachwuchs. Polizeiliches Selbstverständnis und die damit verbundenen Wahrnehmungsperspektiven der „Außenwelt“ spielten mithin eine wichtige Rolle für die innere Verfassung des MfS-Personals.

Dieses Konglomerat von Prinzipien und Bedingungen ist nicht auf einen berufssoziologischen Nenner zu bringen. Gemeinsames Band und Kern des Berufsverständnisses der Staatssicherheit war vielmehr der aufgabendefinitiv nicht begrenzte Auftrag, die „Sicherheit des Staates“ DDR zu garantieren. Der politisch induzierte Professionalismus schlug sich nieder in der eigentümlichen Ergänzung nahezu aller Termini der MfS-„Fachsprache“ durch die Beigabe „politisch-“, gekrönt in der allgegenwärtigen Floskel von der „politisch-operativen Arbeit“.¹⁴ Dieses Verständnis der „Staatssicherheit als Beruf“ galt grundsätzlich für alle Mitarbeiter – und insofern stellen sie den angemessenen Gegenstand einer ersten elitenhistorischen Erkundung dar.

Dies schließt andere, hier nicht verfolgte Zugriffe nicht aus. Zweifellos wird etwa zwischen dem Minister und der Putzfrau im MfS-Ostseeferienheim zu differenzieren sein. Positionsanalytisch wäre als Spitze die oberste Leitungsebene zu fassen, also der Minister, seine Stellvertreter sowie die Hauptabteilungsleiter und Gleichgestellte; 1989 waren dies circa sechzig Männer.¹⁵ Diese Gruppe war wiederum zu wesentlichen Teilen identisch mit der Generalität (als typischer Kerngruppe militärsoziologischer Elitenstudien), doch gab es auch Obristen in Spitzenpositionen, und einige Generale hatten keine führende Dienststel-

13 „What really counted, I would argue, was first the opaqueness that the institution created for the regime, or more precisely, the distorting translucence.“ Charles S. Maier, *Dissolution. The Crisis of Communism and the End of East Germany*, Princeton/New Jersey 1997, S. 47.

14 Zum Einblick in die Lexik der Staatssicherheit vgl. Siegfried Suckut (Hg.), *Das Wörterbuch der Staatssicherheit. Definitionen zur „politisch-operativen Arbeit“*, Berlin 1996.

15 Eine solche Definition bildete das Auswahlkriterium für die *Biographiensammlung: Jens Gieseke (Hg.), Wer war wer im Ministerium für Staatssicherheit. Kurzbiographien des MfS-Leitungspersonals 1950 bis 1989, (MfS-Handbuch V/4)*, Berlin 1998.

lung mehr oder agierten als „Offiziere im besonderen Einsatz“. ¹⁶ Als „leitende Kader“ im Sinne der marxistisch-leninistischen Leitungslehre galten beim MfS alle Positionen vom stellvertretenden Referatsleiter aufwärts. In den achtziger Jahren waren dies etwa 8 000 Offiziere (9 Prozent des Personalbestandes), vornehmlich der Staboffiziersdienstgrade (Major und höher). ¹⁷

Ein anderes Definitionskriterium wäre die Einbindung in Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen der DDR, insbesondere führende Parteigremien wie dem Politbüro und dem Zentralkomitee, auf unterer Ebene den Bezirks- und Kreisleitungen der SED. Aus einer solchen Perspektive würden neben dem Minister und den wenigen im Zentralkomitee vertretenen Spitzenfunktionären vor allem die Leiter der Bezirksverwaltungen und Kreisdienststellen fokussiert, die qua Amt jeweils den Parteileitungen ihrer Ebene angehörten. Eine wichtige Rolle spielten sie in den Militärstrukturen der Kreis- und Bezirkseinsatzleitungen, deren Vorsitzende die jeweiligen ersten SED-Sekretäre waren. Über die Kommunikationsachse zwischen Parteichef und MfS-Chef in Kreisen und Bezirken bezog das MfS Aufträge und beeinflusste Parteientscheidungen durch Lageberichte, Vorschläge usw. Sie setzte die Praxis der berühmt-berüchtigten dienstäglichen Vier-Augen-Gespräche zwischen Mielke und Honecker fort. Künftige Forschung wird unter anderem Inhalt und Gestalt solcher Gespräche rekonstruieren müssen, um die reale Rolle des MfS im Herrschaftsalltag der SED-Führung näher bestimmen zu können.

Zur Debatte stünde auch die Rolle der MfS-„Fach“-Leitungskader etwa in der Volkswirtschaft, der Kirchenpolitik oder beim Militär und ihr Verhältnis zu den jeweiligen Abteilungen des Zentralkomitees, den Ministerien, Kombinarsleitungen usw. Die Rekonstruktion des MfS-Einflusses auf Entscheidungsprozesse in solchen Gremien steckt empirisch noch in den Anfängen. Zu untersuchen wäre ebenso die Rolle der „Offiziere im besonderen Einsatz“ wie etwa des Staatssekretärs beim Vorsitzenden des Ministerrates, Harry Möbis, oder des Staatssekretärs im Ministerium für Außenwirtschaft, Alexander Schalck-Golodkowski. Noch verwickelter ist die Lage bei inoffiziellen Mitarbeitern in hohen Positionen und deren Führungsoffizieren. Hier werden nur konkrete Fallstudien Auskunft über Loyalitäten und MfS-Einfluß geben können.

War die Staatssicherheit eine Instanz „vorbeugender verdeckter Sozialsteuerung“ ¹⁸ oder doch nur „notwendige Randbedingung“ ¹⁹ der SED-Herrschaft? Erste Fallstudien lassen erkennen: Über seine unmittelbare Repressionsfunktion gegen vermeintliche oder tatsächliche Feinde des Systems hinaus begann das MfS erst in den sechziger Jahren in einigen Bereichen, etwa mit dem Ausbau des Systems der Sicherheitsbeauftragten in der Volkswirt-

16 Zu den Generalen ohne Spitzenfunktion im MfS-Apparat zählten 1989 unter anderem der Sektorenleiter MfS in der Abteilung Sicherheitsfragen im Zentralkomitee der SED, Generalmajor Fritz Bengelsdorf, sowie der im Krankenhaus der Volkspolizei tätige Generalmajor Reinhard Uhlig.

17 Vgl. Gieseke, *Die hauptamtlichen Mitarbeiter*, S. 45.

18 Clemens Vollnhals, Diskussionsbeitrag in: Klaus-Dietmar Henke/Roger Engelmann (Hg.), *Aktenlage. Die Bedeutung der Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes für die Zeitgeschichtsforschung*, Berlin 1995, S. 231. Vgl. Clemens Vollnhals, *Das Ministerium für Staatssicherheit. Ein Instrument totalitärer Herrschaftsausübung*, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.), *Sozialgeschichte der DDR*, Stuttgart 1994, S. 498–518.

19 Lutz Niethammer, *Die SED und „ihre“ Menschen*, in: Siegfried Suckut/Walter Süß (Hg.), *Staatspartei und Staatssicherheit. Zum Verhältnis von SED und MfS*, Berlin 1996, S. 310.

schaft, eine Rolle zu spielen.²⁰ So mischte es zwar beim sicherheitspolitisch hochgradig sensiblen Experiment des Aufbaus einer Luftfahrtindustrie kräftig mit, um „feindliche“ Einflüsse auszuschalten, hatte aber darüber hinaus keinen nennenswerten Einfluß auf den Verlauf dieses Projektes und konnte sein Scheitern nicht verhindern.²¹ Selbst in der zweifellos konflikträchtigen und mißtrauisch beäugten Szene der künstlerischen Intelligenz rannte das MfS Anfang der sechziger Jahre noch den Ereignissen hinterher.²² Der eigentliche Schub zur massiven Präsenz und präventiven Einflußnahme in dieser Szene setzte erst 1969 ein – dann allerdings mit Nachdruck und Erfolg.²³ Anlaß zur Skepsis gegenüber weitreichenden Vermutungen über verdeckte Steuerungsfunktionen geben nicht zuletzt erste Untersuchungen, die die konkrete Rolle des MfS in der – wie sich herausstellen sollte – finalen Krise beleuchten. Zweifellos hatte die Staatssicherheit die innenpolitische Lage seit den siebziger Jahren in beispielloser Weise im Griff. Doch eine hintergründige Rolle als Öffentlichkeitsersatz und „Informationselite“, die eine kritische Rückkopplung von Entscheidungsprozessen der Parteiführung durch die Sammlung und Auswertung von Stimmungsberichten ermöglicht hätte, hat das MfS offenbar nur in sehr eingeschränktem Maße gespielt. Die Sorge um die „Sicherheit“ durchdrang alles; kritische Primärinformationen durchliefen eine schönende Transformation im Prozeß der Zusammenfassung und bewertenden Analyse. Den MfS-Auswertern fehlte es offenbar weitgehend an einem Reflexionsinstrumentarium über den Gedanken der Machtsicherung hinaus, der es ihnen ermöglicht hätte, etwaige Krisensignale produktiv zu wenden. Und wenn bei MfS-Analitikern die Diskrepanz zwischen Krisenmeldungen und Weltbild virulent zu werden drohte, sorgte schließlich die eiserne disziplinierende Hand des Ministers für den Erhalt der inneren Ordnung.²⁴ Daß schließlich der SED-Generalsekretär Erich Honecker Negativberichte des MfS, sofern sie ihn denn erreichten, nicht einmal zur Kenntnis nahm, da sie nach seiner Auffassung ohnehin nur die Westpresse bestätigten, kam erschwerend hinzu.²⁵ Wo das MfS unmittelbar eingreifen konnte, wirkte es zudem dezidiert kontraproduktiv: So „schoß“ die Objektdienststelle des Kombinats Carl Zeiss in den achtziger Jahren reihenweise hochproduktive Mikroelektronik-Ingenieure „ab“, weil sie wegen ihrer Westkontakte als Sicherheitsrisiko galten.²⁶ Probleme wie diese näher zu behandeln käme einer Geschichte des MfS

20 Maria Haendcke-Hoppe-Arndt, Die Hauptabteilung XVIII: Volkswirtschaft (MfS-Handbuch III/10), S. 50.

21 Burghard Ciesla, Die Transferfalle: zum DDR-Flugzeugbau in den fünfziger Jahren, in: Dieter Hoffmann/Kristie Macrakis (Hg.), Naturwissenschaft und Technik in der DDR, Berlin 1997, S. 193–211; Gerhard Barkleit, Die Rolle des MfS beim Aufbau der Luftfahrtindustrie der DDR, Hg. vom Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung, Dresden 1996, S. 62.

22 Matthias Braun, Drama um eine Komödie. Das Ensemble von SED und Staatssicherheit, FDJ und Ministerium für Kultur gegen Heiner Müllers „Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande“ im Oktober 1961, Berlin 1995.

23 Vgl. Joachim Walther, Sicherungsbereich Literatur. Schriftsteller und Staatssicherheit in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1996.

24 Maria Haencke-Hoppe-Arndt, Wer wußte was? Der ökonomische Niedergang der DDR, in: Gisela Helwig (Hg.), Rückblicke auf die DDR, Köln 1995, S. 120–131.

25 Reinhold Andert/Wolfgang Herzberg, Der Sturz. Erich Honecker im Kreuzverhör, Berlin, Weimar 1990, S. 312.

26 Vgl. Reinhard Buthmann, Kadersicherung im Kombinat VEB Carl Zeiss Jena, Berlin 1997.

in der DDR-Gesellschaft nahe und kann schon aus diesem Grunde hier nicht versucht werden.²⁷

Trotz solcher denkbaren engeren Ansätze wird im folgenden das MfS-Personal *in toto* behandelt. Dies entspricht auch dem Selbstbild, das sich in einer Sonderauslegung des Kader-Begriffs (als zentralem Quellenterminus für die sozialistische Dienstklasse) niederschlug. In einer für den Expansionskurs der siebziger Jahre wegweisenden MfS-Studie heißt es:

„Das System der Werbung und Zuführung hat die Zuführung solcher Kader zu garantieren, die den höheren Anforderungen gerecht werden und die die besten Kräfte der Arbeiterklasse sind, auf die man sich in allen Situationen voll verlassen kann. Trotz der unterschiedlichen und vielseitigen Aufgabenstellung in unserem Organ gibt es doch für alle Mitarbeiter gleiche Grundanforderungen, die einen Kader auszeichnen. Aus diesem Grunde wird der Begriff ‚Kader‘ von uns modifiziert auf alle Mitarbeiter angewandt, wie er von Herber/Jung in dem Buch ‚Kaderarbeit im System sozialistischer Führungstätigkeit‘ geprägt wurde.“²⁸

Neben politischen und fachlichen Eigenschaften wie „Treue zur Arbeiterklasse“, „ständige[m] Streben nach Vervollkommnung der marxistisch-leninistischen und fachlichen Kenntnisse“ usw. gälten für die MfS-Mitarbeiter weitere Anforderungen. Sie müßten unter anderem „die Fähigkeiten besitzen [...], andere Menschen bei der Verwirklichung der gestellten Aufgaben zu führen bzw. zu leiten, aber auch als Einzelkämpfer auf sich allein gestellt Entscheidungen von hoher Tragweite zu treffen“. Bei diesen Bemerkungen hatten die Kaderspezialisten des MfS offenbar geheimpolizeiliche Tätigkeiten wie das Führen von inoffiziellen Mitarbeitern als eine Art „sozialistischer Leitungstätigkeit“ oder den Auslandseinsatz als Agenten vor Augen. Doch als „Kader“ galten nicht nur diejenigen Mitarbeiter, die tatsächlich solche Aufgaben hatten, sondern auch alle anderen Angehörigen des arbeitsteiligen Apparates: „Sie alle tragen hohe Verantwortung bei der Lösung unserer Gesamtaufgaben. Sie haben Befehle bedingungslos und mit hoher Disziplin auszuführen und eine hohe Einsatzbereitschaft aufzuweisen.“²⁹ Ähnlich heißt es in einem Handbuch für Kaderermittler, also diejenigen MfS-Mitarbeiter, die potentielle Einstellungskandidaten aufzuspüren und auszuforschen hatten:

„Was sind nun Kader? Kader sind in unserer Gesellschaft Leiter, Funktionäre und Nachwuchskräfte sowie Spezialisten u. a. Sie sind ein Stamm von Menschen, die aufgrund ihrer Erfahrungen, politischen und fachlichen Fähigkeiten und Kenntnisse befähigt und

27 Als neuere Bilanzen der Forschung vgl.: Walter Süß, Zum Verhältnis von SED und Staatssicherheit, in: Andreas Herbst/ Gerd-Rüdiger Stephan/Jürgen Winkler (Hg.), Die SED. Geschichte-Organisation-Politik, Berlin 1997, S. 215–240; Roger Engelmann, Forschungen zum Staatssicherheitsdienst der DDR – Tendenzen und Ergebnisse, in: Wolfgang Krieger/Jürgen Weber (Hg.), Spionage für den Frieden, München, Landsberg am Lech 1997, S. 181–212; Gieseke, Das Ministerium für Staatssicherheit.

28 Major Günter Ganßauge/Hauptmann Heinz Mühle (HA KuSch), Die Organisierung des Systems der Werbung und Zuführung neuer Angehöriger für den Dienst im Ministerium für Staatssicherheit, Diplom-Arbeit Juristische Hochschule des MfS Potsdam-Eiche (JHS) 1970; Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU), Zentralarchiv (ZA), VVS MFS MF 160–124/69, S. 13. Vgl. Richard Herber/Herbert Jung, Kaderarbeit im System sozialistischer Führungstätigkeit, Berlin 1968, S. 9–16. Ganßauge war damals Referatsleiter in der Hauptabteilung Kader und Schulung und wurde später als stellvertretender Hauptabteilungsleiter einer der maßgeblichen Kaderfunktionäre des MfS.

29 Ganßauge/Mühle, Die Organisierung, S. 14.

*geeignet sind, andere Menschen bei der Verwirklichung der gestellten Aufgaben zu führen und in einem Leitungskollektiv zu wirken. Davon ausgehend sind Kader vor allem politisch und wissenschaftlich befähigte Menschen, die auf den verschiedensten Gebieten des gesellschaftlichen Lebens, im Partei- und Staatsapparat, in gesellschaftlichen Organisationen sowie den bewaffneten Organen tätig sind. Aufgrund der Aufgabenstellung des MfS und der dabei von der Partei übertragenen hohen Verantwortung in der Arbeit mit den Menschen sind alle Mitarbeiter und die [die] dafür vorbereitet und ausgewählt werden, Kader der Partei der Arbeiterklasse, die in ihrem Auftrag wirksam werden.*³⁰

Schon auf der Ebene der begrifflichen Nomenklatur nahm die Staatssicherheit, das zeigen diese Definitionen, eine besondere Rollenzuweisung für sich in Anspruch, die in die Richtung eines „elitären“ Selbstverständnisses wies.

2. „Tschekismus“ – zur Ideologie und Mentalität einer Repressionselite

Im ideologischen Selbstverständnis und in der Alltagsmentalität schlug sich die Sonderrolle in einem System von Werthaltungen nieder, das sich unter dem Begriff des „Tschekismus“ zusammenfassen läßt. Es handelte sich dabei um die Ausprägung des kommunistischen Avantgardeverständnisses als „sozialistischer Elitentheorie“³¹ unter den Bedingungen des geheimpolizeilichen Apparates. Die Elemente des Tschekismus lassen sich in drei Komplexen gruppieren:

1. Ideologische Grundlage war ein „idealer“ Tschekismus, der theoretische Rollenzuweisungen mit historischen Vorbildern mischte: Hierzu gehörten der Marxismus-Leninismus als allgemeine Legitimationsgrundlage im Geiste der „historischen Mission“, die Tradition des Sowjetkommunismus mit seinen Geheimpolizeien und Geheimdiensten sowie – nachrangig, aber zuweilen deutlich – die Traditionen des deutschen Linkssozialismus und Kommunismus sowie ältere revolutionäre Traditionen.

2. Die Wahrnehmung der „Außenwelt“ leitete eine Werteraster, das geprägt war von einem scharfen Freund-Feind-Gegensatz mit gegensätzlichen Aktions- und Reaktionsoptionen. Gegenüber „Freunden“ („Partei“, „Arbeiterklasse“, „Volk“ u. a.) galten Prinzipien von Schutz, Fürsorge, Pflicht zur Information usw. Gegenüber „Feinden“ dagegen bestand nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zur äußersten, prinzipiell schrankenlosen Härte und Konsequenz. Der totalitäre Politikbegriff, der hinter diesem Freund-Feind-Modell stand, reichte zudem über die Welt der „öffentlichen“ Politik hinaus in alltagskulturelle Raster zur Beurteilung von Kleidung, Haarschnitt, Sexualverhalten usw. und entfaltete unter dem Einfluß

30 Hervorhebung im Original. Das Handbuch verfaßten 1977 Mitglieder der FDJ-Grundorganisation „Katja Niederkirchner“ der MfS-Kaderverwaltung als „Jugendobjekt“: Handbuch eines Kaderermittlers [1977]; BStU, ZA, HA KuSch 197 [unerschlossenes Material], S. 7f.

31 Vgl. Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel/Peter Hübner, „Funktionäre des schaffenden Volkes“? Die Führungsgruppen der DDR als Forschungsproblem, in: Arnd Bauerkämper/Jürgen Danyel/Peter Hübner/Sabine Roß (Hg.), Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR, Berlin 1997, S. 11–86, hier 43f.

der institutionellen Eigenlogik des geheimpolizeilichen Apparates zudem eine ausgeprägte „Law-and-Order“-Mentalität, die an ältere deutsche Traditionen anknüpfte.

3. Unter dem Druck von Parteilichkeit, Konspiration und Gehorsam kam das Binnenklima dem einer „totalen Institution“ nahe. Prägend wirkten „bewußte“ Disziplin aus Überzeugung, Opferbereitschaft, ein hohes Maß an Konformität und eine geringe Ausfallquote an disziplinarischer Auffälligkeit. Zu den mehr oder weniger informellen Elementen zählten: Korpsgeist und „Überheblichkeit“ gegenüber der Außenwelt (einschließlich anderen bewaffneten Kräften, zuweilen auch der Partei oder den sowjetischen „Freunden“), Privilegienwirtschaft und Selbstbedienungsmentalität, das patriarchalische und sexistische Rollenverständnis eines Männerbundes, ein komplexbeladenes, von Bildungsneid und Anti-intellektualismus geprägtes Verhältnis zur akademischen Intelligenz. Spätestens in den siebziger Jahren hatte das MfS auch das private Umfeld der Mitarbeiter in den internen Durchgriff so stark einbezogen, daß sich ein eigenes „tschekistisches“ Milieu als Lebens- und Arbeitswelt konsolidierte.

Zum ersten Punkt: Das Ministerium für Staatssicherheit ging bei der Definition der Charaktereigenschaften, Wertmaßstäbe und Verhaltensregeln, über die seine Mitarbeiter verfügen sollten, von der marxistisch-leninistischen Persönlichkeitstheorie aus, die das Idealbild der „allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“ gezeichnet und mit einem Katalog von Merkmalen definiert hatte.³² Die Staatssicherheit spezifizierte diesen Katalog und brachte ihn schließlich auf den Begriff der „tschekistischen Persönlichkeit“. Anfang der achtziger Jahre lautete die Definition:

„Eine sozialistische Persönlichkeit, die als Angehörige(r) eines sozialistischen Sicherheitsorgans im Auftrage und unter Führung der Partei der Arbeiterklasse unmittelbar und direkt für den Schutz des Sozialismus, für die allseitige und zuverlässige Sicherung der Macht der Arbeiterklasse vor allen subversiven Angriffen des Klassenfeindes kämpft. Sie wird geprägt und entwickelt sich durch die aktive Tätigkeit für den Aufbau und den Schutz der sozialistischen und kommunistischen Gesellschaft, insbesondere im Prozeß der konspirativen tschekistischen Arbeit, im kompromißlosen Kampf gegen den Feind und durch die dazu notwendige tschekistische Erziehung und Befähigung.

Eine tschekistische P.[ersönlichkeit] wird vor allem durch solche für die tschekistische Arbeit notwendigen Persönlichkeitseigenschaften charakterisiert wie:

- *unbedingte Treue und tiefe Verbundenheit zur Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei,*
- *unerschütterliche Freundschaft zur Sowjetunion und zu den anderen sozialistischen Bruderländern, Einstellungen und Haltungen, die vom sozialistischen Patriotismus und Internationalismus bestimmt sind,*
- *Bereitschaft zum ständigen Lernen, insbesondere bei der Aneignung der marxistisch-leninistischen Weltanschauung und der Vertiefung des Verständnisses der Politik der Partei der Arbeiterklasse,*
- *Entschlossenheit, Mut, politisch kluges tschekistisches Handeln, Opferbereitschaft und Haß im Kampf gegen den Feind auf der Grundlage eines klaren Feindbildes,*
- *Bereitschaft und Fähigkeit zur Wahrung von Konspiration und Geheimhaltung sowie zur Gewährleistung der inneren Sicherheit der Organe für Staatssicherheit,*

32 Vgl. Christiane Lemke, Persönlichkeit und Gesellschaft. Zur Theorie der Persönlichkeit in der DDR, Opladen 1980.

- *schöpferische Initiative, hohe militärische Disziplin, offenes und ehrliches Auftreten, Bescheidenheit, kritisches und selbstkritisches Verhalten in und außerhalb der tschekistischen Tätigkeit,*
- *Willensstärke und Konsequenz bei der Erhaltung und Förderung des physischen und psychischen Leistungsvermögens, sinnvolle Gestaltung der Freizeit.*

*Diese und ähnliche Persönlichkeitseigenschaften müssen im tschekistischen Arbeitsprozeß, im Prozeß der Erziehung herausgebildet und stärker gefestigt werden.*³³

Der Terminus selbst knüpfte an die Tradition der revolutionären Geheimpolizei der Bolschewiki an, die als „Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage“ (russisch abgekürzt „Tscheka“) 1917 unter Führung von Feliks Edmundo-witsch Dzierzynski gegründet wurde und deren Nachfolger sich später zum wichtigsten Instrument des stalinistischen Terrors entwickelten. Das mit der Tscheka verknüpfte revolutionär-romantische Ideal verdichtete sich in der allgegenwärtigen, angeblich von Dzierzynski stammenden Sentenz: „Tschekist sein kann nur ein Mensch mit kühlem Kopf, heißem Herzen und sauberen Händen“³⁴. Als weitere Vorbilder galten – nach einer Auflistung von 1953 – die „revolutionären Arbeiter, Soldaten und werktätigen Bauern“, die 1905 und 1917 gegen den Zarismus gekämpft hatten, die sowjetischen „Helden des sozialistischen Aufbaus“, die „Verteidiger von Leningrad und Stalingrad“, die deutschen Sozialisten unter dem Sozialistengesetz, auf den Barrikaden 1918/19 sowie 1923, die kommunistischen Parteifunktionäre unter Führung Ernst Thälmanns, die Spanienkämpfer sowie schließlich die Arbeiter des sozialistischen Aufbaus in der DDR.³⁵ In den Einführungslehrgängen der siebziger Jahre, die jährlich mehrere tausend Nachwuchskräfte mit der geheimen Welt der Staatssicherheit bekannt machen sollten, hieß es dazu:

*„Welche tschekistischen Persönlichkeits- und Verhaltenseigenschaften haben die Angehörigen des MfS sich anzuerziehen? Bei der Beantwortung dieser Frage ist stets davon auszugehen, daß das Leben, das Wirken, das Verhalten, die Kenntnisse und die Persönlichkeitseigenschaften hervorragender Tschekisten, antifaschistischer Widerstandskämpfer und unerschrockener Kundschafter des Sozialismus Maßstäbe für die Anerziehung und Formung tschekistischer Persönlichkeitseigenschaften [...] setzt. Der 1. Vorsitzende der Tscheka, Genosse Feliks Edmundo-witsch Dzierzynski hat uns vorgelebt, wie ein wahrer Tschekist arbeiten, kämpfen und entscheiden muß. Bereits bei der Auswahl für den Vorsitzenden der Allrussischen Tscheka stellte Lenin die Anforderung, daß ein Kader gefunden werden muß, der wie die Jacobiner der französischen Revolution sich durch revolutionäre Leidenschaft, Entschlossenheit und Unversöhnlichkeit gegenüber den Feinden des Volkes auszeichnen müsse.“*³⁶

33 Suckut (Hg.), Wörterbuch, S. 291.

34 Vgl. Erich Mielke, Referat zur Verleihung des Ehrennamens F. E. Dzierzynski an das Wachregiment Berlin des MfS, in: Ders., Sozialismus und Frieden – Sinn unseres Kampfes. Ausgewählte Reden und Aufsätze, Berlin 1987, S. 105–107, hier 106. Einen Quellennachweis, der die Autorenschaft Dzierzynskis belegt, konnte der Verfasser bislang nicht finden.

35 Muster-Manuskript der SED-Bezirksleitung im MfS, 17.3.1953, „Unser Kampf für die Festigung der Moral und Disziplin und die Hebung der revolutionären Wachsamkeit“, BSStU, ZA, DSt 102230, S. 2–4.

36 Hervorhebungen im Original; HA KuSch, Abt. Schulung, Schulungsmaterial – Einführungslehrgang für neu eingestellte Angehörige des MfS, „Die Entwicklung tschekistischer Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensweisen sowie die ständige Erhöhung der Wachsamkeit und die unbedingte

Der Dzierzynski-Kult nahm zuweilen die kitschigsten Formen an. Gerne wurde etwa aus seinen als Buch publizierten privaten Briefen zitiert. So erhielt der erste Minister für Staatssicherheit, Wilhelm Zaisser (1893-1958), zu seinem sechzigsten Geburtstag, drei Tage nach dem 17. Juni 1953 und vier Wochen vor seinem Sturz, einen Gruß aus der Bezirksverwaltung Leipzig, der mit einem Auszug aus diesen Briefen begann:

„Ich stehe mitten im heißesten Kampf, wie in den Flammen eines Gefechts. Ich führe das Leben eines Soldaten, der nicht rasten kann, weil er ein brennendes Haus retten muß. Jetzt habe ich überhaupt keine Zeit mehr, an mich und die Meinen zu denken. Höllischer Kampf und höllische Arbeit überall! Aber mein Herz ist in diesem Kampf lebendig geblieben, es ist dasselbe wie früher.“³⁷

Zweifellos trugen solche Reminiszenzen Züge bloß ritueller Identifikation, doch als „idealistischer“ Fluchtpunkt des MfS-Selbstverständnisses blieben sie erstaunlich virulent. Geradezu verzweifelt versuchten die MfS-Mitarbeiter im Herbst 1989, aus den Traditionen des „sauberen Tschekismus“ neue Legitimität zu schöpfen. Und noch heute gilt Wortführern der ehemaligen Mitarbeiter das „Erbe Dzierzynskis“ als Maß, wenn sie versuchen, die Geschichte der Staatssicherheit unter deformationstheoretischen Prämissen aufzuarbeiten.³⁸

Bereits diese historischen Vorbilder legitimierten ein herausgehobenes Selbstverständnis der Staatssicherheit als „Berufsrevolutionäre“. Avantgardetheoretisch betrachtet, waren die MfS-Mitarbeiter Parteiarbeiter, die mit der schwierigen Aufgabe betraut waren, die Revolution gegen untergründige Feindattacken zu schützen und denen deshalb besondere Mittel und Kompetenzen der physischen Gewaltexekutive anvertraut waren. Sie standen dabei unter der demokratisch-zentralistischen Weisungsbefugnis der Partei als Exekutorin der „gesetzmäßigen“ historischen Rolle der Arbeiterklasse. Wilhelm Zaisser registrierte allerdings rückblickend bereits bei seinem Amtsantritt 1950 einen Hang seiner Mitarbeiter, dieses Subordinationsverhältnis „elitistisch“ aufzulockern und auf eigene Weise zu interpretieren:

„Als ich das Ministerium übernahm, herrschte dort folgende Meinung. [...] Das, was wir hier machen, ist Parteiarbeit. Wir sind das Schwert der Partei. Wir stehen an vorderster Stelle im Klassenkampf. Alles was wir tun, tun wir für die Partei. Und darum ist es notwendig, daß wir unsere operativen Funktionen mit guten Menschen besetzen. Wir können im Augenblick nicht irgendwelche Kräfte für die Partei abgeben. [...] Es ist den Genossen, so wie sie hier sitzen, bekannt, daß für die Einstellung in das Ministerium für Staatssicherheit besondere Bedingungen bestanden und daß die Kandidaten, bevor sie in das Ministerium für Staatssicherheit eingestellt wurden, sorgfältig überprüft wurden. [...] Aus dieser Tatsache der besonderen Überprüfung heraus bildete sich bei den Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit etwa folgende Einstellung heraus: Wir sind besonders überprüft. Wir sind besonders gute Genossen. Wir sind sozusagen die Genossen erster Kategorie!“³⁹

Wahrung der Geheimhaltung – Grundvoraussetzungen für die Lösung der politisch-operativen und politisch-fachlichen Aufgaben des MfS“ Oktober 1973; BStU, ZA, HA KuSch 563, Bl. 5f.

37 Schreiben des Leiters der MfS-Bezirksverwaltung Leipzig an Minister Wilhelm Zaisser vom 20.6.1953; SAPMO-BA, NY 4277/1 Ü, Bl. 17.

38 Wolfgang Hartmann, „Das Erbe Dzierzynskis“ – oder weshalb seine Nachdenklichkeit abhandeln kam. Persönliche Reflexionen und Fragen an Meinesgleichen, in: Utopie Kreativ 83, 1997, S. 5–19.

39 Rede von Wilhelm Zaisser auf dem 15. Plenum des ZK der SED, 24.–26.7.1953; SAPMO-BA, DY 30 IV 2/1/119, Bl. 187–201, hier Bl. 190f.

Ähnliche Eindrücke sammelte auch Heinrich Fomferra (1895–1979), einer der erfahrensten kommunistischen Untergrundkämpfer in der Gründergeneration des MfS, der in den ersten beiden Jahren Zaisers Ministerbüro und dann bis 1953 die Parteikontrollkommission der SED-Organisation des Ministeriums leitete.

„In meiner Eigenschaft als Vorsitzender der BPKK [Bezirksparteikontrollkommission] habe ich in der Mehrzahl der Fälle nur führende Kader behandeln müssen. Denn die Tendenz (das fing schon bei der Einstellung zum MfS an) war, unsere Arbeit ist Parteiarbeit, wir sind die Auserlesenen. Bei uns können nur Menschen arbeiten, die anderen etwas voraus haben.“⁴⁰

Das Elitebewußtsein der Staatssicherheit entwickelte sich also keineswegs im Zuge späterer „Deformationen“, sondern zählte zu den konstitutiven Elementen tschekistischer Mentalität. Der informell tradierte Diskurs des MfS-Personals pflegte dieses „elitäre“ Selbstverständnis und tabuisierte es zugleich. Insofern ist es ganz typisch, daß Zaiser es nur in der Form der Selbstkritik, nämlich im Moment seines Sturzes, thematisieren konnte.

Auch später blieb das Tabu unangetastet. Zwar schilderte die Kaderverwaltung des Ministeriums intern ausführlich und mit großem Nachdruck die besonderen Anforderungen an seine Mitarbeiter, negierte aber jede Artikulation eines elitären Bewußtseins. Die Aneignung der tschekistischen Persönlichkeitseigenschaften etwa beschrieb das bereits zitierte Schulungsmaterial für Einstellungslehrgänge von 1973 als Erziehungsprozeß. Bereits vor ihrer Einstellung seien die sozialistischen Persönlichkeiten der Mitarbeiter in Betrieben, Staats- und Parteiapparat, gesellschaftlichen Organisationen sowie während ihres Dienstes bei der NVA oder Volkspolizei geformt worden. Der zweite Schritt, die Erhebung von der sozialistischen zur tschekistischen Persönlichkeit, erfolge erst im Dienstalltag:

„Die Angehörigen des MfS werden nicht als Tschekisten geboren, sondern in den Arbeitskollektiven der Dienststellen durch ihre politisch-operative sowie politisch-fachliche Tätigkeit unter Führung der marxistisch-leninistischen Partei dazu erzogen.“⁴¹

Sogleich antizipierten die Autoren, daß diese Theorie der mehrstufigen Persönlichkeitsformung als Aufruf zum elitären Denken gelesen werden könnte, und versuchten, diesen naheliegenden Gedanken zu entkräften:

„Die Tschekisten sind keine sozialistischen Persönlichkeiten besonderen Typs. Die Lösung der Schutz- und Sicherungsaufgaben beim Aufbau der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR stellt aber spezifische Anforderungen an die Eigenschaften, Verhaltensweisen, Fähigkeiten und Kenntnisse der Angehörigen des MfS. [...] Die Anforderungen an die tschekistischen Persönlichkeitseigenschaften und die Notwendigkeit, sie ständig zu entwickeln, sind nicht von willkürlich erfundenen politischen und moralischen Verhaltensnormen für die Angehörigen des MfS abgeleitet, sondern sie ergeben sich objektiv aus den Erfordernissen des Kampfes gegen den oft im Untergrund tätigen und getarnt auftretenden Klassenfeind.“⁴²

Eine Gruppe leitender Offiziere, darunter der spätere Kaderchef Günter Möller (Jg. 1934), führte in einer Studie zur Kaderarbeit 1977 zu den unterschiedlichen Bewußtseinsstandards von Bevölkerung, loyalen Systemträgern und Staatssicherheit in der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ aus:

40 Erinnerungen Heinrich Fomferra; SAPMO-BA, SgY 30 1275/1, Bl. 163.

41 HA KuSch, Schulungsmaterial „Die Entwicklung tschekistischer Persönlichkeitseigenschaften“, Bl. 6.

42 Ebd., Bl. 4f.

„Wenn auch die politisch-moralische Einheit des Volkes der DDR und insbesondere die Bewußtheit der Arbeiterklasse weiter gewachsen ist, so ist doch die sozialistische Bewußtseinsbildung nicht gleichermaßen so gewachsen, daß bereits alle Bürger, die sich vorbehaltlos hinter unsere sozialistische Entwicklung stellen, auch den notwendigen hohen Anforderungen, die das MfS an die Persönlichkeitsstruktur seiner Angehörigen – insbesondere in charakterlicher Hinsicht – stellen muß, gerecht werden. [...] Die Autoren vertreten nicht die Auffassung, daß die Angehörigen des MfS ‚kommunistische Idealmenschen‘ sind oder sein müssen bzw. eine besondere ‚Elite‘ darstellen. Sie vertreten die Meinung, daß die Angehörigen des MfS den Anforderungen an einen Kommunisten entsprechen müssen [...] und in diesem Rahmen über bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten verfügen müssen, die sie befähigen, die politisch-operativen bzw. politisch-fachlichen Aufgaben des MfS zu lösen.“⁴³

Mit diesem dialektischen Kunstgriff versuchte das MfS, die Dissonanzen des tschekistischen Eliteverständnisses in den Griff zu bekommen. Den negativ besetzten Begriff blendete es aus und reaktivierte ihn unter dem Deckmantel des Spezialistentums.

Die praktischen Ausdrucksformen paßten sich nach einigen Jahren voller Anlaufschwierigkeiten diesem theoretischen Muster an. In seiner Aufbauphase disziplinierte und entließ das MfS eine ausgesprochen hohe Zahl von Mitarbeitern wegen Dienstvergehen, die aus elitistischen Abweichungen rührten und als „Überheblichkeit“ geißelt wurden. Doch erst seit Ende der fünfziger Jahre reichten der interne Druck bzw. die Integrationsangebote aus, den elitären Geist in konformen Ausdrucksweisen zu regulieren und zu kanalisieren. Dieser für den Apparat als Ganzes bis Mitte der sechziger Jahre abgeschlossene Prozeß wiederholte sich mehr oder minder konfliktträchtig in der Berufssozialisation jedes einzelnen Tschekisten. Eine zentrale Rolle bei der Vermittlung des Tschekismus spielte deshalb die Initiation als Mitarbeiter der Staatssicherheit im Zuge der soziopolitischen Statuspassage vom „normalen“ DDR-Bürgers zu einem – wenngleich zunächst recht bescheidenen – Teilnehmer an der geheimen Macht.

Konkretes Wissen über die künftigen Aufgaben war rar – selbst Kinder und Eheleute von MfS-Mitarbeitern durften kaum etwas über deren Dienstalltag erfahren, offiziell waren diese als Mitarbeiter des Innenministeriums ausgewiesen. Selbst wenn sich die MfS-Leute nicht immer an diese Verbote hielten, gelangten lediglich Bruchstücke nach außen, die sich mit Propagandabildern von den „Feinden“ der DDR und ihrer Bekämpfung mischten, wie sie in den fünfziger Jahren in Schauprozessen, später durch Film- und Fernsehproduktionen wie die Agentenserie „Das unsichtbare Visier“ transportiert wurden. Den realistischsten Einblick in die Staatssicherheit gewannen diejenigen Einstellungskandidaten, die bereits inoffizielle Berichte, z. B. über Mitschüler, Kommilitonen oder Kameraden im Wehrdienst, lieferten. Doch auch bei jenen konnte der Eindruck herrschen, ihre Spitzeltätigkeit sei ja nur die „untypische“ Erprobungsphase vor dem Einsatz gegen den wirklichen Feind. Der Anteil von länger und systematisch inoffiziell erprobten und gezielt qualifizierten Einstellungskandidaten, sogenannten Perspektivkadern, blieb ohnehin gering.⁴⁴

43 Forschungsarbeit ohne Titel [Horst Bischoff/Dietrich Harbott/Manfred Kirmse u. a., Zu den Angriffen der imperialistischen Geheimdienste gegen das MfS und den wichtigsten vorbeugenden Aufgaben der Dienststeinheiten zur Gewährleistung der inneren Sicherheit], Diss. A JHS 1977; BStU, ZA, HA KuSch AKG 4 [unerschlossenes Material], Abschnitt 2.2., S. 13.

44 Er lag 1974 nur bei 9,7 Prozent aller Einstellungen und stieg auch in den achtziger Jahren nur selten über 15 Prozent; HA KuSch, Abt. Kader 8, Einschätzung der Ergebnisse und Erfahrungen bei der Werbung und Zuführung neuer Kader im Jahre 1974, S. 10f.; BStU, ZA, HA KuSch AKG 29; HA

Die erste Ansprache durch den werbenden Mitarbeiter hatte also eine außerordentliche Bedeutung, stellte sie doch – jedenfalls für jene Kandidaten, die nicht aus MfS-Familien kamen – meist den ersten persönlichen Kontakt mit dem „Organ“ dar. Schon der Umstand, sich nicht selbst zu bewerben, sondern vom künftigen Arbeitgeber angesprochen zu werden, unterstrich den Auslesecharakter der Rekrutierung und sprach das Selbstwertgefühl an. Die Vermittlung von Ehre und Stolz, die ehemalige MfS-Mitarbeiter mit der Anwerbung assoziieren, diente zugleich dazu, die Ungewißheit über die Zukunft in diesem geheimen Apparat zu kompensieren. Außerdem schuf sie den emotionalen Rahmen, um dem Kandidaten die Konditionen des Dienstes zu vermitteln und die – im Prinzip „lebenslängliche“ – Bindung an die Staatssicherheit schmackhaft zu machen.⁴⁵ Das MfS bemühte sich, diesen Werbeprozess möglichst „einfühlsam“ und altersgemäß zu gestalten – vor allem durch ein väterlich-fürsorgliches, jugendliche Bedürfnisse ansprechendes Verhalten des werbenden Offiziers. Der ständige Kaderhunger sowie die zweitrangige Stellung der Kaderwerbung neben der direkten operativen Arbeit ließen allerdings eine tiefergehende tschekistische Sozialisation vor der Einstellung nur selten zu. Insofern stand die gern betonte psychologische „Wissenschaftlichkeit“ der Rekrutierungstechniken weithin lediglich auf dem Papier.

Erst nach Dienstantritt formte die Staatssicherheit ihren Nachwuchs zu Tschekisten. Schrittweise gewöhnte sie die neuen Mitarbeiter in Einführungskursen und praktischer Einarbeitung an die Spielregeln des Apparats, ließ sie am Wissen über die nachrichtendienstlichen und geheimpolizeilichen Arbeitstechniken teilhaben, vermittelte ihnen das Feindbild und integrierte sie in das „Dienstkollektiv“. In den fünfziger Jahren erfolgte die Einbindung schnell, fachlich weitgehend voraussetzungslos und mit einer entsprechend hohen Ausfallquote aufgrund von Überforderungen oder Fehlleistungen unterschiedlichster Art. Später, im Zuge der „planmäßigen“ Bürokratisierung, ließ man sich mehr Zeit für den Adaptionsprozeß. In den siebziger Jahren begann er für gewöhnlich mit einem dreijährigen Dienst in den Wacheinheiten, dessen vielbeschworene „Bewährungsproben“ nicht etwa in fingierten Anwerbungsversuchen durch feindliche Agenten bestanden, um die Linientreue zu testen; auf der Tagesordnung standen vielmehr Dauereinsätze zur „Absicherung gesellschaftlicher Höhepunkte“ sowie die schlichte Schleiferei einer militärischen Grundausbildung mit nächtlichen Alarmübungen und Härte-tests. Danach (je nach Laufbahn zuweilen auch direkt nach Einstellung) lernten die jungen Tschekisten den eigentlichen „operativen“ Dienstbetrieb kennen, und auch der bestand zunächst nicht selten daraus, für die dienstälte-

KuSch, AKG, Bericht über Ergebnisse, Erfahrungen und Probleme bei der Gewinnung und Einstellung neuer Kader im Jahre 1986, Anlage 1; BStU, ZA, HA KuSch AKG 19; HA KuSch, AKG, Bericht über Ergebnisse, Erfahrungen und Probleme bei der Planung und Realisierung des Kaderersatzbedarfes sowie bei der Gewinnung und Einstellung neuer Kader im Jahre 1987, 19.4.1988, Anlage 1; BStU, ZA, HA KuSch AKG 17 [alles unerschlossenes Material].

- 45 Vgl. zum Beispiel: Dr. Horst R., geb. 1931, Oberst, HA XVIII: „Ich war seit 1955 bei der Truppe. Nachdem ich Abitur gemacht hatte und eigentlich nach Leningrad zum Studium wollte, ich sollte ein richtiges Finanzerlein werden, wurde mir gesagt: Die ganzen Finanzen taugen nichts, wenn die Macht nicht gesichert ist. [...] als die Kameraden vom MfS kamen und sagten, ob ich nicht das und das werden wolle. Es war einer der Höhepunkte meines Lebens, da mach ich auch heute noch kein Hehl daraus.“ in Gisela Karau, Stasiprotokolle. Gespräche mit ehemaligen Mitarbeitern des „Ministeriums für Staatssicherheit“ der DDR, Frankfurt/Main 1992, S. 20–21; ähnlich auch: Udo M., geb. 1948, Major, HA II, ebd., S. 9; und der stellvertretende Minister Rudi Mittig in: Ariane Riecker/Annett Schwarz/Dirk Schneider, Stasi intim. Gespräche mit ehemaligen MfS-Angehörigen, Leipzig 1990, S. 166f., NN, Pers. Referent in Leipzig, ebd. S. 35.

ren Genossen des „Zimmerkollektivs“ Kaffee zu kochen und Formulare auszufüllen. Einarbeitungsbedingte Konflikte führten noch bis in das fünfte Dienstjahr hinein zu einer erhöhten Disziplinarquote; erst dann kam – statistisch betrachtet – die tschekistische Persönlichkeitsformung zum Abschluß.

3. Freund und Feind – die Wahrnehmung der Außenwelt

Wohl kein Geheimdienstchef der Welt hat sich je so lächerlich gemacht wie Erich Mielke, als er – bereits nach seinem Rücktritt als Minister und Politbüromitglied – am 13. November 1989 in seiner ersten und letzten Rede vor der DDR-Volkskammer den plötzlich auf Eigenständigkeit pochenden Abgeordneten der Blockparteien zurief: „Ich liebe doch alle, alle Menschen! [Lachen]. Ich liebe doch, ich setze mich doch dafür ein.“ Lächerlich fanden sie zuvor auch schon seine Behauptung: „Wir haben, Genossen, Abgeordnete, einen außerordentlich hohen Kontakt mit allen werktätigen Menschen.“⁴⁶ In Zeiten geringerer nervlicher Anspannung und vor den vertrauten Reihen des eigenen Hauses hatte der Minister schon früher formuliert, was er damit sagen wollte: „Jeder muß stolz darauf sein, zu einem Organ zu gehören, das vom Feind gehaßt, aber vom Volk geachtet und geliebt wird.“⁴⁷

Diese Zweiteilung der Welt in das Volk und seine Feinde, in Liebe und Haß prägte die Weltsicht des Tschekismus in elementarer Weise. Gegenüber dem Volk sahen sich die Mitarbeiter in einer Art paternalistischer Fürsorgepflicht.⁴⁸ Mit dieser vormodernen, auf emotionalisierte Familienbilder bezogenen Perspektive knüpfte die Staatssicherheit an obrigkeitsstaatliche Traditionen an, deren Wurzeln sowohl in deutschen als auch in zaristisch-russischen Verhältnissen zu finden sind. Ihre – vordergründig positiv besetzte – fürsorgende und helfende Funktion spielt auch in der Retrospektive ehemaliger MfS-Leute eine wichtige Rolle. So stellte Charles S. Maier bei seinen Recherchen zur Krise der DDR fest: „Stasi officials themselves [...] envisaged their roles as much as social workers as policemen; they where the heirs to eighteenth-century Polizeywissenschaft and cameralism.“⁴⁹

Grundlage der „Freund“-Definition war die historisch-materialistische Bestimmung der „gesetzmäßigen“ geschichtlichen Rolle des Volkes. Im Alltag der MfS-Mitarbeiter war freilich mit solchen Gewißheiten noch nicht viel gewonnen. Um das paternalistische Selbstbild zu erhalten, bedurften sie einer realen Vergewisserung über diese „Achtung“ und

46 Dokumentiert in: Deutschland Archiv (DA) 23, 1990, S. 121. Mielke hat also nicht gesagt: „Ich liebe euch doch alle ...“, wie ein bekannter Buchtitel lautet.

47 Mitglied des Politbüros Erich Mielke, Diskussionsbeitrag auf der Delegiertenkonferenz der P[artei]O[rganisation] Kader und Schulung vom 23.2.1976, S. 20, zitiert nach: Forschungsarbeit [Bischoff u. a., Zu den Angriffen der imperialistischen Geheimdienste], Abschnitt 2.4. S. 4.

48 Vgl. zum Konzept des „sozialistischen Paternalismus“: Gerd Meyer, Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker, Tübingen 1991, S. 319–394, hier S. 339f.; vgl. desweiteren: Konrad Jarausch, Realer Sozialismus als Fürsorgediktatur. Zur begrifflichen Einordnung der DDR, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 20/98, S. 33–46.

49 Maier, Dissolution, S. 48. Das Bild des Sozialarbeiters ist allerdings nicht ganz zutreffend, steht es doch für eine moderne, vergesellschaftete Variante der Steuerung und Lösung sozialer Konflikte. Vgl. auch Alf Lüdtke, Die „Sicherheit des Staates“. Zu einer fatalen begriffsgeschichtlichen Kontinuität in Deutschland, in: Bernd Florath/Armin Mitter/Stefan Wolle (Hg.), Die Ohnmacht der Allmächtigen. Geheimdienste und politische Polizei in der modernen Gesellschaft, Berlin 1992, S. 18–35.

„Liebe“, die recht unterschiedlich ausfallen konnte. So ist etwa im ersten Politbüro-Beschluß zu Fragen der MfS-Arbeit vom März 1952 vom „volle[n] Vertrauen der gesamten fortschrittlichen Bevölkerung“⁵⁰ die Rede. Damit waren die Existenz „nicht-fortschrittlicher“ Bevölkerungsteile noch eingestanden und die Kräfteverhältnisse nicht definiert. Die interne Retrospektive war noch vorsichtiger. In einer Ausarbeitung zur MfS-Geschichte der frühen fünfziger Jahre heißt es: *„Die Arbeit des Ministeriums für Staatssicherheit in dieser Zeit war sehr stark behindert durch das Mißtrauen der Menschen, die das MfS mit der Gestapo und dem SD [Sicherheitsdienst der SS] verglichen. Das Mißtrauen, welches dem Machtapparat des Faschismus entgegengebracht wurde, übertrug man auch auf das MfS.“*⁵¹

Ob dem NS-Staat tatsächlich so viele mißtrauten, sei dahingestellt, doch die Grenzen der Verankerung in der postfaschistischen Gesellschaft waren damit realistisch markiert. Später, nach dem „Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse“ und der Proklamation der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“, war an solche Eingeständnisse nicht mehr zu denken. Doch die Vergewisserung, „objektiv“ im Auftrag des „Volkes“ zu handeln, stand dauerhaft im Konflikt mit den widersprüchlichen Wahrnehmungen des Dienstalltags. Gewiß, die nach Hunderttausenden zählenden inoffiziellen Mitarbeiter kooperierten mehr oder minder engagiert, ebenso die offiziellen Partner in Staat, Partei und Wirtschaft, doch blieb es den MfS-Mitarbeitern nicht verborgen, daß gerade die idealisierten Arbeiter im IM-Netz deutlich unterrepräsentiert, SED-Mitglieder und andere Funktionsträger des Regimes dagegen weit überrepräsentiert waren. Wie verbreitet „negative“ Orientierungen in der Bevölkerung waren, konnte ihnen unmöglich entgehen, hatten sie doch tagtäglich mit den Folgen zu kämpfen. Blieben reale Signale der Zustimmung aus, dann griff der erziehungsdiktatorische Avantgardismus gegenüber denjenigen, die die gesetzmäßige Überlegenheit des Sozialismus „noch“ nicht erkannt hatten. Voraussetzung zur Imagination einer breiten Volksverbundenheit war zudem gerade das von der Staatssicherheit ausgehende Drohpotential, das äußerliche Loyalität erzwang.

So fürsorglich sich die MfS-Mitarbeiter gegenüber dem werktätigen Volk sahen, so hart konnten und wollten sie gegen dessen „Feinde“ vorgehen. Das Feindbild war insofern die Kehrseite des Paternalismus und eigentliche Handlungsgrundlage der Staatssicherheit in ihrer konkreten „operativen“ Tätigkeit. Gegenüber dem Feind sah sich das MfS in einer Situation des „kalten Bürgerkriegs“⁵², die alle Mittel legitimierte. Eine Rücksichtnahme auf legalistische Prinzipien und Verhältnismäßigkeiten erschien nachgerade als Verrat an der Schutzpflicht; sie waren allenfalls aus Gründen politischer Opportunität zu berücksichtigen. Dieses „Kampf“-Bewußtsein prägte sich in den fünfziger Jahren (vor dem XX. Parteitag der KPdSU) am stärksten aus und hatte seinen Ursprung im Stalinschen Lehrsatz von der „ständigen Verschärfung des Klassenkampfes“. Hinzu kam der instrumentalisierte Antifaschismus, den die SED und mit ihr die Staatssicherheit in einen Antiimperialismus wendeten, der

50 Entschließung des Polit-Büros über die Arbeit des Ministeriums für Staatssicherheit, Anlage 8 zum Protokoll 102 der Sitzung des Politbüros am 18.3.1952; SAPMO-BA, DY 30 IV 2/2/202, Bl. 81–86, hier Bl. 81f.

51 Die Bildung des MfS am 8. Februar 1950 – eine historische Notwendigkeit beim Aufbau der DDR; BStU, ASt Neubrandenburg, AKG 171, Bl. 8, zitiert nach: Georg Herbstritt, Volkspolizei und Staatssicherheit. „Operatives Zusammenwirken“ gegen die evangelische Kirche in Mecklenburg, in: DA 31, 1998, S. 961–975, hier S. 962.

52 Mary Fulbrook, Herrschaft, Gehorsam und Verweigerung – Die DDR als Diktatur, in: Jürgen Kocka/Martin Sabrow (Hg.), Die DDR als Geschichte, Berlin 1994, S. 77–85, hier S. 78.

die US-amerikanisch orientierte Bundesrepublik in eine ungebrochene Kontinuität mit dem Dritten Reich stellte.

Die Vermittlung des Feindbildes war ein Basisprozeß im Zuge der tschekistischen Primärsozialisation. Zwar konnte das MfS auf den Ergebnissen der SED-Propaganda aufbauen, doch erst nach Dienstantritt in der geheimdienstlichen und geheimpolizeilichen Praxis ließ sich das Feindbild in eine konkretisierte Handlungsanleitung für die vornehmlich nach innen gerichtete Verfolgung transformieren. In ihren Einführungslehrgängen erfuhren die neuen Kräfte:

„Die Bekämpfung des Klassenfeindes trägt in erster Linie dazu bei, diese spezifischen tschekistischen Persönlichkeitseigenschaften herauszubilden und zu festigen. Im Prozeß der Arbeit werden den Angehörigen des MfS marxistisch-leninistische, politisch-operative und sowie politisch-fachliche Erkenntnisse und Erfahrungen zur erfolgreichen Arbeit am Feind vermittelt und dadurch gleichzeitig die erforderlichen spezifischen tschekistischen Persönlichkeitseigenschaften anezogen.“⁵³

Dieser Prozeß erzeugte zwangsläufig Widersprüche: Der Alltag der frisch eingestellten Nachwuchstschekisten hatte mit Agentenromantik à la Achim Detjens „unsichtbarem Visier“ nicht viel gemein; die „Feinde“, gegen die sie vorzugehen lernen sollten, waren augenscheinlich vom Bild des vielbeschworenen „imperialistischen Agenten“ weit entfernt.⁵⁴ Seit den siebziger Jahren begann das MfS, sich intern systematisch mit den Schwierigkeiten dieses Adaptionsprozesses zu beschäftigen. Kaderoffiziere verfaßten an der Hochschule des MfS eine Reihe einschlägiger praxisnaher Studien. Aufmerksam registrierten sie zum Beispiel, welche emotionalen Hürden im Einarbeitungsprozeß zu nehmen waren. Vor allem das Eindringen in die Privatsphäre der überwachten Bürger mit Lausch- und Beobachtungstechnik sowie inoffiziellen Mitarbeitern bereitete immer wieder Schwierigkeiten. In der bereits zitierten Studie unter Beteiligung des späteren Kaderchefs Möller heißt es dazu:

„Erfahrungen der praktischen Einarbeitung lehren, daß eine Reihe neuergestellter operativer Angehöriger, die vor ihrer Tätigkeit im MfS nicht inoffiziell gearbeitet haben, [...] bei Bekanntwerden mit den inoffiziellen Mitteln und Methoden des MfS oftmals in eine Konfliktsituation geraten, wo sie Hilfe erfahrener Genossen benötigen.“

Die dienstälteren Mitarbeiter sollten unter Bezug auf die „Gefährlichkeit und Menschenfeindlichkeit des Imperialismus und seiner Geheimdienste“ politisch-ideologisch erläutern, warum die IM-Arbeit und die damit verbundenen „Legenden“ und „Kombinationen“ notwendig und rechtmäßig seien, und ihren „verantwortungsbewußten“ Einsatz praktisch demonstrieren. Dies gelang nicht immer:

„Die Folge davon ist, daß bei einzelnen neuergestellten operativen Angehörigen solche Auffassungen angetroffen werden, wie: ‚Das erste, was ich bei der Staatssicherheit gelernt habe, ist Lügen!‘ oder: ‚Ein Staatssicherheitsmann muß lügen können, ohne rot zu werden.‘

53 HA KuSch, Schulungsmaterial „Die Entwicklung tschekistischer Persönlichkeitseigenschaften“, S. 4.

54 Vgl. zum Beispiel die Aussage von „Major Glewe, 45“ [Pseudonym], der Diplom-Physiker war und „Kundschafter“ werden wollte, statt dessen aber gegen oppositionelle Bestrebungen in den Kirchen eingesetzt wurde: „Nachdem ich beim Ministerium für Staatssicherheit angefangen habe zu arbeiten, wollte ich gleich wieder aufhören, denn ich wurde auf dem Gebiet der Kirche eingesetzt, und das empfand ich damals, 1972 als sehr unbedeutend. [...] Im Laufe der Zeit, Ende der siebziger Jahre, gab es allerdings einen Umschwung. Da hatte ich wirklich das Gefühl, etwas Bedeutendes zu leisten.“ in: Olaf Georg Klein, Plötzlich war alles ganz anders. Deutsche Lebenswege im Umbruch, Köln 1994, S. 82–103, hier S. 82.

oder aber: ‚Mit operativen Legenden zu arbeiten, widerspricht meiner bisherigen sozialistischen Erziehung; das mag zwar notwendig sein, aber ich kann nicht lügen!‘ Solche Auffassungen (mit Ausnahme der letzteren) bergen die Gefahr in sich, daß der neueingestellte Angehörige zu der Schlußfolgerung kommt, daß für ihn die sozialistischen Moralbegriffe nicht zutreffen – er also eine Sonderstellung in der Gesellschaft einnimmt –, daß er die konspirativen Mittel und Methoden zur Feindbekämpfung auf das Zusammenleben im Kollektiv überträgt und sich damit dem Vertrauensverhältnis und der kollektiven Erziehung entzieht und daß er – bei mangelnder Klassenverbundenheit – den grundlegenden Unterschied zwischen seinem Klassenauftrag und der verbrecherischen Tätigkeit eines Mitarbeiters eines imperialistischen Geheimdienstes verkennt.⁵⁵

In den fünfziger Jahren war die Feindbildpflege noch relativ unkompliziert: tatsächlich agierten erhebliche gesellschaftliche Gegenkräfte, und es gelang den Untersuchungsführern immer wieder, Verhafteten (wohl nur zum geringeren Teil der Wahrheit entsprechende) „Geständnisse“ abzupressen, sie hätten im Auftrag westlicher Geheimdienste und Organisationen wie der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit oder des Ostbüros der SPD Sabotage oder Spionage gegen die DDR geplant oder betrieben. Nach dem Mauerbau und der Zerschlagung aller organisierten Opposition gestaltete sich die Situation schwieriger:

„Ein Teil der Angehörigen des MfS, die neu eingestellt werden, aber auch bereits seit längerer Zeit im MfS tätige Angehörige sind nie unmittelbar und direkt mit dem Klassenfeind konfrontiert. Ihr Feindbild ist nicht so real und konkret ausgeprägt, daß sie seine Angriffe rechtzeitig erkennen können.“⁵⁶

Die nominell für „Spionageabwehr“ verantwortliche, in den siebziger Jahre auf vierfache Größe erweiterte Hauptabteilung II hatte Schwierigkeiten, ihre Mitarbeiter zu motivieren, denn anstatt gezielt Spione zu fangen, überwachten sie nachgerade sämtliche Kontakte von DDR-Bürgern zu diplomatischen Vertretungen, westlichen Journalisten usw.:

„In der Zeit des ‚kalten Krieges‘ und ganz besonders der offenen Grenzen nach Westberlin wurde der politisch-operative Mitarbeiter auf Linie II in seiner politisch-operativen Arbeit öfter unmittelbar mit dem Feind konfrontiert. Die Zahl der festgenommenen Spione und Agenten war hoch, die Angehörigen haben öfter dem personifizierten Feind gegenübergestanden als das in der gegenwärtigen Klassenkampfsituation der Fall ist und sein kann. Damals, als er glaubte stark genug zu sein, um die DDR frontal angreifen zu können, zeigte der Feind auch in der subversiven Tätigkeit sein brutales, offen feindliches Gesicht. Auch dadurch hat sich bei den Angehörigen das personifizierte Feindbild gefestigt. [...] Jetzt werden mehr Materialien wegen Nichtbestätigung abgeschlossen. Die Bearbeitung solcher Materialien wird immer mühevoller. Es werden viele Versuche mit negativen Ergebnissen beendet. Das kann zu Resignation und Skepsis führen. Es darf aber kein Aufstecken in der politisch-operativen Arbeit geben. Deshalb gewinnen die tschekistische Eigenschaften Ausdauer und Beharrlichkeit eine wesentlich größere Bedeutung.“⁵⁷

Die Analytiker reflektierten hier die Kehrseite des sicherheitspolitischen Expansionskurses: Wenn immer mehr MfS-Mitarbeiter immer weniger Agenten fingen, war das für das

55 Forschungsarbeit [Bischoff u. a., Zu den Angriffen der imperialistischen Geheimdienste], Abschnitt 2.4., S. 2f.

56 Ebd., Abschnitt 1.4.3., S. 47, 74.

57 Rolf Bauer/Wolfgang Härtling, Einige Gesichtspunkte für die klassenmäßige Erziehung politisch-operativer Mitarbeiter des MfS, insbesondere der Linie II unter den neuen politisch-operativen Lagebedingungen, Diplom-Arbeit JHS 1975; BStU, ZA, GVS JHS MF 74/75, S. 74, 91.

System ein Erfolg, doch für den einzelnen Mitarbeiter ein Anlaß zur Frustration. Kompensiert werden sollte diese Motivationslücke durch emotional ansprechende Agitation, denn: „Für die Entwicklung des Feindbildes kommt es besonders darauf an, das Gefühl des Hasses auf den imperialistischen Klassenfeind, Mißtrauen für alle seine Worte und Taten, Abscheu und Zorn gegenüber seinen Verbrechen an der Menschheit und das Gefühl der Klassenwachsamkeit zu wecken.“⁵⁸

Hierzu sollten junge Mitarbeiter Strafprozessen gegen „aktive Feinde“ der DDR beiwohnen, durch Traditionsarbeit mit den Kampferfahrungen der Altvorderen vertraut gemacht werden und von Vorgesetzten, Partei und FDJ über das „unverändert aggressive Wesen des Imperialismus“ aufklären, wie es zum Beispiel durch Westrundfunk und Westfernsehen in die DDR dränge.⁵⁹

Das dichotomische Weltbild reichte über die politische Ebene hinaus tief in die Alltagskultur. Gerade die vordergründig unpolitischen westlichen Einflüsse auf Kleidung, Haartracht, Musikgeschmack und Lebensweise galten als besonders raffinierte Formen der psychologischen Kriegsführung des Imperialismus, die als „politisch-ideologische Diversion“ (PID) zum Schlüsselbegriff der MfS-Doktrin avancierte. Damit verknüpften sich antiwestliche Werthaltungen, die Spießigkeit mit einer ausgeprägten Law-and-Order-Mentalität verknüpften. Hierunter fielen eine sexuelle Doppelmoral, die die MfS-Mitarbeiter etwa Pornographie scharf verfolgen ließ, zugleich aber entsprechende Produkte zu begehrten Gütern in deren Reihen machte, oder auch der Voyeurismus der Überwachungsmaschinerie, gespickt mit sexistischen Stereotypen, etwa gegenüber oppositionellen Frauen. Auch die in den siebziger und achtziger Jahren unter männlichen Oppositionellen verbreiteten Nachahmer Marxscher Haar- und Bartracht provozierten die stets militärisch korrekt, kurzhaarig und bartlos auftretenden Tschekisten. Da scheint die mentale Kontinuität der deutschen „politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft“⁶⁰ auf, einer „Kultur der Angst [...] vor dem Hauptfeind Heterogenität, vor dem Chaos der Zivilisation, als das die westliche Moderne nach wie vor wahrgenommen wurde“.⁶¹ Die „bewaffneten Organe“ waren offenbar der ideale Nährboden zur Fortschreibung dieser Traditionen, die die kommunistische Bewegung in den Weimarer Krisenjahren der Moderne „mit der religiösen Emphase des Erlösungswillens“ aufgenommen hatte. Sie reproduzierten zentrale sozialdisziplinatorische Elemente der Weltansicht des deutschen Sonderwegs, in dessen Zentrum nicht der *citoyen*, sondern der Untertan stand. Insofern trugen sie zum militarisierten Gepräge des DDR-Staatssozialismus bei.⁶²

58 Ebd., S. 92.

59 Ebd., S. 93–95. Ähnlich argumentiert auch Burkhard Albertus, Zu Erfahrungen der politisch-ideologischen Erziehung junger Mitarbeiter des MfS zur Entwicklung eines realen Feindbildes durch die Vermittlung von Geschichtskennnissen und Traditionen, Diplom-Arbeit JHS/Sonderschule des ZK der SED Kleinmachnow 1976; BStU, ZA, VVS JHS MF 001–360/76, S. 9–11.

60 Meuschel unter Bezugnahme auf Irma Hanke, Alltag und Politik. Zur politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft, Opladen 1987; Sigrid Meuschel, Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt/Main 1992, S. 15–22.

61 Ebd., S. 19. Dort auch das folgende Zitat.

62 Das Stichwort „Militarisierung“ löst bei Protagonisten des Systems häufig einige Erregung aus, da sie sich in ihren antimilitaristischen Motiven verunglimpft sehen. Wichtig ist es hier, zwischen Militarismus (als Herrschaft militärischer Eliten) und Militarisierung (als Übertragung militärischer Prinzipien auf eine Gesellschaft) zu unterscheiden. Die Debatte um diese Frage emanzipiert sich, ganz ähnlich wie die Elitendiskussion, erst schrittweise von der normativ begründeten Tabuisierung, ihre Dynamik

Auf diesem mentalen Fundament konnte sich das hochgradig ideologisierte Freund-Feind-Weltbild der MfS-Mitarbeiter offenbar gut entwickeln. Die Quote politisch motivierter Konflikte war sowohl unter stabilen Bedingungen als auch in Krisensituationen weit geringer als etwa in Polizei und Armee. Nach dem XX. KPdSU-Parteitag und auch nach der Zerschlagung des Prager Frühlings gab es nur in wenigen Einzelfällen Bekenntnisse zu reformkommunistischen Ideen oder selbstkritische Proteste gegen die stalinistische Verfolgungsdoktrin des MfS. Im Gegenteil, als Ulbricht 1956 nach seiner Rückkehr aus Moskau lapidar verlauten ließ, Stalin sei fortan nicht mehr zu den Klassikern des Marxismus-Leninismus zu rechnen, erregten sich eine Reihe von Genossen des MfS, dies sei eine parteifeindliche Position, die sie nicht akzeptieren könnten.⁶³

4. Privilegien und Disziplin – die Staatssicherheit nach innen

In ihren ersten Jahren war die Staatssicherheit personell äußerst heterogen. Der Aufbau aus im wesentlichen berufsfremdem Personal unterprivilegierter Herkunft, geprägt von den Erfahrungen des Krieges, der Gewalt und der Not, führte zu hohen Fluktuations- und Disziplinierungsraten. Die außerordentlichen Machtbefugnisse und minimalen externen Kontrollmechanismen provozierten wildeste Auswüchse persönlicher Bereicherung sowie Gewalt- und Alkoholexzesse. Was die MfS-Führung davon bewußt forcierte, tolerierte, in Kauf nahm oder bekämpfte, läßt sich bis heute nicht säuberlich trennen. Appelle an die persönliche Bescheidenheit der Tschekisten fielen zusammen mit Finanzmanipulationen Zaisers, Mielkes und anderer Spitzenfunktionäre in erheblicher Höhe. Physische Folter und Gewaltattacken gegen Häftlinge gehörten bis 1956 zum Verhör- und Haftalltag, trotzdem bestrafte die Minister immer wieder auch höhere MfS-Mitarbeiter wegen solchen „Verstößen gegen die demokratische Gesetzlichkeit“. Rigorosität und Chaos gingen in der „terroristisch-administrativen“ Phase der frühen fünfziger Jahre Hand in Hand. Bis 1961 setzten

läßt allerdings vermuten, daß hier ein zentrales Merkmal des Realsozialismus auf den Begriff gebracht ist; vgl. Harald Bluhm, Facetten des militarisierten Sozialismus, in: Berliner Debatte Initial 8 (1997) 6, S. 3–12; Frank Ettrich, Die Militarisierungsthese in der Theorie staatssozialistischer Gesellschaften, ebenda, S. 13–28, sowie für die allgemeine Sowjetologie: Mark von Hagen, Army, Society and Reformism in Soviet History, in: David Holloway/Norman Naimark (Ed.), Reexamining the Soviet Experience. Essays in Honor of Alexander Dallin, Boulder/London 1996, S. 51–76. Von Hagen nennt folgende Merkmale des Stalinismus als „militarisierten Sozialismus“: „the high priority traditionally assigned to defense and heavy industry and the policy of relative economic autarky; the pervasive bureaucratization of public life an a political style that favors discipline and obedience over consensus-building and pluralism; a pronounced ideological disdain for markets, material incentives, and the private realm in general, in favor of moral-ideological suasion and self-sacrifice in the name of a greater public good to be attained in the indefinite future; the relatively favorable social status and prestige attached to military careers and the place of officers among social and political elites; the permeation of education and culture with patriotism, national security values, conservative nationalism, and a high premium on conformism; finally a foreign policy predicated on confrontation, an rhetorical and eventually material support for military revolutionary elites and, since the late 1930s, a heavy reliance on Soviet military might for attaining foreign policy objectives.“ (S. 52f.) Welche dieser Merkmale auf die poststalinistische Gesellschaft der DDR zutreffen, wäre im Detail zu prüfen.

63 Vgl. Diskussionsbeitrag Genosse Szinda, Kreisdelegiertenkonferenz der SED-Parteiorganisation im MfS, 10./11.3.1956; BStU, ZA, KL-SED 572, Bl. 1097–1372, hier Bl. 1200–1203.

sich zudem mindestens 400 MfS-Mitarbeiter in den Westen ab – nicht selten, um sich drohenden Disziplinarstrafen zu entziehen. Gut ein Viertel dieser Flüchtlinge holte die Staatssicherheit zurück – sie gingen meist für viele Jahre ins Zuchthaus. Sieben von ihnen ließ sie zur Abschreckung unter hohem internen propagandistischen Aufwand zum Tode verurteilen und hinrichten.

Trotz dieser martialischen Praxis gelang es erst nach der Übernahme des Ministeramtes durch Erich Mielke 1957 und dem Mauerbau 1961, das Personal dauerhaft zu disziplinieren und zu reglementieren. Bis 1965 drückte das Ministerium seine Disziplinarquote auf den dann stabilen Wert von drei Prozent pro Jahr. Die MfS-Führung lehrte ihre Mitarbeiter, Macht und Privilegien auf der einen Seite und innere Disziplin auf der anderen in ein stabiles Gleichgewicht zu bringen. Langsam formte sich die Staatssicherheit für ihre Mitarbeiter zur „totalen Institution“⁶⁴, die nicht nur ihr Verhalten im Dienst, sondern ihre gesamte Lebenswelt konditionierte.

Die entscheidende Disziplinierungsleistung lag darin, den Mitarbeitern zu vermitteln, daß das elitäre Machtbewußtsein des MfS nur als kollektive Identität legitim war. Der MfS-Mitarbeiter war nicht – so sollte er lernen – als individuelle Persönlichkeit Teil der sozialistischen Elite, sondern in seiner Rolle und Funktion als Teil des Apparates, als „Rädchen“ in der Sicherheitsmaschinerie, oder – wie ein ehemaliger Mitarbeiter unter Bezug auf Mao erinnert – ein Sandkorn in der Wüste. Soldatische Tugenden wie Befehlsgehorsam und Opferbereitschaft standen deshalb im Zentrum der internen Wertordnung und schlugen sich in der militärischen Dienstverfassung und Kommunikationsstruktur nieder. Es ging dabei nicht um Kadavergehorsam, sondern um „bewußte Disziplin“ und parteiliches Engagement, deshalb war die militärische Komponente der Personalverfassung gepaart mit politischer Erziehung, die den MfS-Mitarbeiter als Parteiarbeiter in die Pflicht nahm. In dem bereits zitierten Schulungsmaterial für neue Mitarbeiter heißt es dazu:

„Die parteiliche Atmosphäre in den Kollektiven der Diensteinheiten, das Vertrauensverhältnis zum Dienstvorgesetzten sowie seine Vorbildwirkung und die parteilichen Beziehungen der Angehörigen untereinander bilden entscheidende Voraussetzungen, um den Prozeß der allseitigen Persönlichkeitsformung aller Angehörigen zu fördern. Die Angehörigen des MfS werden durch die Bewährung in den unterschiedlichsten Kampf- und Entscheidungssituationen befähigt, die Aufgaben des MfS unter Einsatz ihrer Persönlichkeit und unter allen Bedingungen zu lösen.“⁶⁵

Tatsächlich herrschte innerhalb des Apparates ein außerordentlich hoher Disziplinierungsdruck, der von der Spezialeinheit für die „innere Sicherheit“ (Abteilung II/1) sowie der Disziplinarabteilung der Kaderverwaltung ausging. In den Bildern, die ehemalige MfS-

64 Ich folge hier dem Konzept des amerikanischen Soziologen Erving Goffmans, Über die Merkmale totaler Institutionen, in: Ders., Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, deutsch Frankfurt am Main 1973 (zuerst amerikanisch 1961), S. 13–167. Zur Übertragbarkeit auf die Staatssicherheit vgl. Jens Gieseke, Abweichendes Verhalten in der totalen Institution. Delinquenz und Disziplinierung von hauptamtlichen MfS-Mitarbeitern in der Ära Honecker, in: Clemens Vollnhals/Roger Engelmann (Hg.), Justiz im Dienste der Parteiherrschaft, Berlin 1999 S. 483–504.

65 HA KuSch, Schulungsmaterial „Die Entwicklung tschekistischer Persönlichkeitseigenschaften“, S. 4.

Mitarbeiter von diesen „Kettenhunden“⁶⁶ zeichnen, wiederholen sich paradoxerweise viele Elemente, die von Außenstehenden auf das MfS insgesamt bezogen wurden.

Die Gegenleistungen der bewußten Unterordnung als Parteisoldat lagen auf der Hand: die Teilhabe an der Macht durch die Ausübung der geheimdienstlichen Verfolgung, Überwachung und Einflußnahme, der Genuß der Exklusivität erlangter Informationen, die Führungskompetenz gegenüber dem inoffiziellen Mitarbeiter – oder doch wenigstens die Aussicht, daran einmal teilhaben zu dürfen. Insofern waren die „außerordentlichen“ Kompetenzen, Instrumente und Methoden der eigentliche Quell des tschekistischen Korpsgeistes, des Bewußtseins, sich von allen anderen DDR-Bürgern auf ganz spezielle Weise abzuheben. Es gehörte wohl zu den besonders genußvollen Momenten des tschekistischen Daseins, diesen Machtvorsprung zu spüren. Davon zeugen vor allem Schilderungen über die Verhörpraxis der Untersuchungsführer, aber auch die Berichte über die Führung von inoffiziellen Mitarbeitern. Es stärkte zudem den inneren Zusammenhalt, daß es aufgrund der Konspiration nur innerhalb des Apparates und auch dort nur in begrenztem Maße möglich war, die Erträge dieser Macht im Gespräch auszukosten.

Neben dieser „ideellen“ Gegenleistung für die Härten des Dienstbetriebs spielten auch materielle Privilegien von Anfang an eine zentrale Rolle im Werthehaushalt der Mitarbeiter. Hierunter fiel die weit überdurchschnittliche Bezahlung, hinzu kam ein im Laufe der Zeit immer elabrierteres Wesen von Zulagen und Sonderzahlungen bis hin zu den zahllosen Auszeichnungen mit materieller Gratifikation. Gemessen an Einkommensdifferenzen in kapitalistischen Gesellschaften bewegten sich diese Privilegien auf denkbar geringem Niveau, doch im Lichte der Mangelökonomie und der egalitären Sozialutopie der SED waren sie öffentlich nicht vermittelbar. Mit Bestürzung registrierte die Führung etwa nach dem 17. Juni 1953, daß ein Mitarbeiter in einer der gestürmten MfS-Kreisdienststellen sich von den Demonstranten nicht nur Namen von inoffiziellen Mitarbeitern und Auskünfte über Verhaftete habe abpressen lassen, sondern auch die Höhe seines Gehalts.⁶⁷ Noch heute verspüren ehemalige MfS-Mitarbeiter in dieser Frage einen starken Legitimationsdruck, rührt sie doch an ihrem Selbstbild als idealistische Parteisoldaten. Nach Stundensätzen, so rechnen sie minutiös vor, hätten sie mit ihren langen Dienst- und Bereitschaftszeiten im DDR-üblichen Rahmen gelegen:

„Mit meiner Einstellung in das damalige Sfs [Staatssekretariat für Staatssicherheit] wurde uns jungen Mitarbeitern sogleich bedeutet, daß die vormalige Forderung der Arbeiter nach der 48-Stunden-Woche nicht unser Ansinnen als Angehörige eines Sicherheitsorgans ist. Mit der Einstellung war ich mir im klaren, zu jeder Zeit ggf. Dienst leisten zu müssen. Für den operativen Mitarbeiter war es üblich, Treffs mit Inoffiziellen Mitarbeitern auch nach deren Arbeitszeit [...] durchzuführen, Spätdienste (ein- bis zweimal pro Monat [...]) und Nacht- und Wochenenddienste [...] ein bis drei mal im Monat zu leisten. [...] Es gab Zeiträume, zu denen ich wochenlang nicht ‚aus den Stiefeln‘ kam: Das waren Zeiträume erhöhter politischer Anstrengungen bzw. Bewegungen/Vorkommnisse, wie beispielsweise 13. August 1961 und die Wochen danach, Mord an Kennedy, Parteitage der SED und Jubiläen der DDR bzw. in der DDR [...], erste Einreisen von Westberlinern nach dem 13. Au-

66 Rudolf Nitsche, Das verfluchte siebte Jahr. Eine andere Betrachtung des Einigungsprozesses, Schkeuditz 1998, S. 16. Nitsche war als Diplomat langjähriger Offizier der Hauptverwaltung Aufklärung im „besonderen Einsatz“.

67 Bericht der [MfS-]Abt. Personal, P 4, vom 26.6.1953, „Überfall auf die Dienststellen Jena, Bitterfeld, Merseburg“; SAPMO-BA, DY 30 IV 2/12/109, Bl. 1–6, hier Bl. 4f.

gust 1961, 21. August 1968 und darauffolgende Wochen, Staatsbesuche nach der Welle diplomatischer Anerkennungen der DDR 1972 usw. Es war nicht selten, daß ich über mehrere Wochen kein Wochenende für Freizeitplanung nutzen konnte. [...] Sofern man die tatsächlichen Arbeits- und Bereitschaftszeiten von Operativen Mitarbeitern ihren Einkünften (Gehalt und Prämien) gegenüberstellt, bleibt es fraglich, ob eine Bezahlung über dem Durchschnitt anderer Menschen mit ähnlicher Qualifikation liegt.⁶⁸

In der nicht monetär gesteuerten Warenökonomie der DDR kamen freilich weitere materielle Faktoren hinzu. Bereits in den frühen Zeiten der staatlichen Lebensmittelzuteilungen besserte das MfS seine Versorgung mit Hilfe eines eigenen halblegalen Agrarbetriebs auf, dem von der Sowjetischen Militäradministration übernommenen Schulgut Uetz. Es entwickelte sich schnell ein fein abgestuftes Zugangssystem zu knappen Gütern, das schließlich in der Einrichtung eigener Verkaufseinrichtungen mit Intershop-Angebot für die leitenden Kader gipfelte. Das System von Sonderverkaufsstellen hatte in gewisser Hinsicht kompensatorische Funktion, denn den Mitarbeitern war durch das Westkontaktverbot der legale Zugang zu Devisen nicht möglich – und wegen ihrer ständigen dienstlichen Beanspruchung konnten sie sich auch nicht stundenlang nach knappen Waren anstellen. In den MfS-Läden konnten solche Waren, unter anderem aus beschlagnahmten Westpaketen, für DDR-Mark erworben werden. Dieses Privilegiensystem überschreitet selbst die Grenzen der immanenten Legitimationsfähigkeit des bereits zitierten ehemaligen MfS-Mitarbeiters. Auf die These einer „kollektiven Selbstbedienungsmentalität“ antwortet er unter anderem:

„Sollte mit dieser Behauptung der sogenannte Sondereinkauf für leitende Mitarbeiter gemeint sein, so muß ich feststellen, daß man dieses Privileg nicht in Anspruch nehmen mußte. Ich habe nicht eine dieser Einrichtungen jemals betreten oder mich daraus bedient, obwohl zeitweilig zum Kreis der Berechtigten gehörend. Und das Prinzip, sich solcherart zu bedienen, erfuhr von mir die gleiche Ablehnung wie die der übrigen davon ausgesperrten Mitarbeiter.“⁶⁹

Als drittes Feld zur Befriedigung materieller Wünsche konnten die MfS-Mitarbeiter geheimdienstliche Arbeitsaufträge nutzen, z. B. indem sie inoffiziellen Mitarbeitern zu anstehenden Westreisen private Beschaffungsaufträge aus Operativgeldmitteln mit auf den Weg gaben. Dies war zwar illegal und wurde vom MfS auch verfolgt, sofern es denn ruchbar wurde, doch kann man vor dem Hintergrund der gewohnheitsrechtlichen DDR-„Beziehungs“-Kultur von einer hohen Dunkelziffer ausgehen.

Disziplin und Opferbereitschaft, Macht und Privilegien waren die Kernelemente des tschekistischen Korpsgeistes. Wie bereits dargelegt, fußte dieser Geist auf einer spezifischen Auslegung der marxistisch-leninistischen Avantgardetheorie und korrespondierte daher weitgehend mit dem allgemeinen Wertehorizont der SED. Zugleich trug der tschekistische Geist allerdings auch kompensatorische Züge, die an traditionellen Wertmustern anknüpften. Die Selbstvergewisserung entlang von „Kampf“ und „Ehre“ diente zugleich dazu, das ambivalente Sozialimage der Polizei- und Militärberufe zu kaschieren und sich gegen etwaige Vorbehalte als „Jungs fürs Grobe“ zu immunisieren. Verfolgen läßt sich diese Dimension der tschekistischen Wertewelt anhand des Umgangs mit Bildung als sozialem Rangkriterium, das für die SED als fortschrittsgewisser Verfechterin der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ einen hohen Rang genoß.

68 Aus dem Schreiben eines ehemaligen MfS-Mitarbeiters an den Verfasser vom 13.11.1996.

69 Ebd.

Bildung als Wert stellte für das MfS eine fundamentale Herausforderung dar. Dies galt besonders in den fünfziger Jahren, als noch kaum ein Mitarbeiter mehr als die Acht-Klassen-Volksschule vorweisen konnte. Die primitive Militanz des „Verhaften, Verhören, Verurteilen“ und die immer wieder beklagte „Überheblichkeit“ gegenüber Partei, Volkspolizei und anderen Trägern der neuen Ordnung dienten dazu, eigene Unsicherheiten zu überspielen. Einer der Altvorderen der Staatssicherheit, der vormalige Spanienkämpfer, Partisan und Antifa-Lehrer Gustav Szinda (1897–1988), brachte diese Gefühlslage seiner Mitarbeiter einmal auf den Punkt: „Je weniger ein Genosse weiß, desto überheblicher ist er, um damit seine Unwissenheit zu verdecken.“⁷⁰ Die Bildungslücke der MfS-Mitarbeiter beschäftigte die Staatssicherheit bis weit in die achtziger Jahre hinein.

Auf der einen Seite herrschte ein antiintellektueller Grundton, der die Schwäche in Stärke ummünzte. 1953 etwa erklärte Erich Mielke auf einer Tagung des MfS-Parteiaktivs:

„Hier sprach Genosse Köhler, daß es Genossen gibt, die eingestellt wurden, die nicht schreiben können. Mir scheint, daß es darauf ankommt, daß dieser Genosse, der vielleicht nicht schreiben kann, weiß wie man siegt und was man tun muß, um seine Feinde zu vernichten. Untersuchen wir einmal danach, wie manche großartig schreiben können und wie wunderbar sie daherreden und prüfen wir, wieviel Feinde sie vernichtet haben. Deshalb scheint mir die Fragestellung nicht ganz richtig. Es ist deshalb notwendig, den Menschen einzuhammern den Glauben an den Sieg, daß sie verstehen zu siegen. [...] Die Partei, der Parteisekretär muß das wahre Gesicht jedes Parteigenossen kennen, mit welcher Zunge er redet. Und wenn er mal nicht seinen Namen unterschreiben kann, ist es nicht wichtig, aber wenn er weiß, wer die Feinde sind, ist er auf dem richtigen Wege.“

Die Bolschewiki haben Protokolle geschrieben auf Zeitungen, die bedruckt waren, mit roter Tinte. Das waren Mitarbeiter, die vielleicht nicht die Rechtschreibung beherrschten, aber die wußten, wie man die Feinde schlägt.“⁷¹

Zugleich pflegten die MfS-Leute Ressentiments gegenüber gebildeten Kadern. So urteilte der stellvertretende Schulleiter und spätere Rektor der MfS-Hochschule Willy Pösel (1923–1993) 1956 über den gerade angelaufenen ersten Lehrgang mit einer größeren Gruppe Abiturienten:

„Wir sind der Meinung, daß die Auswahl der Kursanten für die Hochschule in den Bezirksverwaltungen sorgfältiger geführt werden sollte. Das auf der Oberschule abgelegte Abitur allein ist noch kein Kennzeichen für die Eignung als Mitarbeiter der Staatssicherheit. Wir brauchen nicht nur schlechthin Menschen, deren Charaktereigenschaften nicht im offensichtlichen Widerspruch stehen zu dem in der Arbeit der Staatssicherheit notwendigen Mindestmaß an Opferbereitschaft, Einsatzbereitschaft und Härte. [...] Wir begrüßen die Entscheidung des Genossen Minister, daß der nächste Lehrgang sich mehr aus gegenwärtig in der praktischen Arbeit stehenden Mitarbeitern zusammensetzen soll.“⁷²

Über die wenigen Hochschulabsolventen meist technischer Fachrichtungen im MfS hieß es:

70 Diskussionsbeitrag von Gustav Szinda, Protokoll der KL-Sitzung vom 14.8.1956: Berichterstattung über die Ergebnisse der 28. Tagung des ZK; BStU, ZA, KL-SED 91, Bl. 526–547, hier Bl. 539.

71 SED-Kreisleitung VIIc/1 – Sekretariat, Protokoll über die Kreisparteiaktivtagung vom 28.1.1953; BStU, ZA, KL-SED 570, Bl. 24.

72 Diskussionsbeitrag von Willy Pösel auf der SED-Kreisdelegiertenkonferenz, 10./11.3.1956; BStU; ZA, KL-SED 572, Bl. 1097–1372, hier Bl. 1362 und 1369.

„Zum Teil stehen einige Ingenieure – wie man so sagt – über den Dingen, weil sie noch mit kleinbürgerlichen Schlacken behaftet sind, die es gilt, in beharrlicher Überzeugungs- und Erziehungsarbeit zu beseitigen.“⁷³

Noch in den siebziger Jahren beeinflusste der Gegensatz zwischen mit allen Wassern gewaschenen „alten Tschekisten“ und akademisch gebildeten Nachwuchsoffizieren die Atmosphäre. Ein Offizier der Spionageabwehr charakterisiert die Stimmung:

„Bis zum Abtritt Walter Ulbrichts hatte die Parteiarbeit einen hohen Stellenwert bei uns. Die meisten Kollegen waren – wie ich – aus der Produktion gekommen. Bescheidenheit und Disziplin waren Norm für uns. [...] Vielleicht klingt es nicht sehr klug, wenn ich moniere, daß in der Folgezeit zu viele Intellektuelle zu uns kamen. [...] Mich hatte mein Parteisekretär zum MfS geschickt, und wir waren eine verschworene Gemeinschaft, in der sich jeder über den Erfolg des anderen freute. Nun kamen junge Leute, die zwar studiert hatten, aber denen es – aus meiner Sicht – oft an der inneren Einstellung fehlte, die für unsere Arbeit unumgänglich war. Für sie war die Tätigkeit schon fast ein ‚Job‘.“⁷⁴

Selbst die Juristische Hochschule Potsdam-Eiche, alles andere als ein Ort autonomer Geisteskultur, stand unter MfS-Offizieren im Ruf, ein intellektuelles „Faulterhaus“ zu sein.

Auf der anderen Seite galt Qualifizierung seit der MfS-Gründung 1950 als kaderpolitische Aufgabe Nummer eins. In einem langwierigen Prozeß nachholender, zumeist dienstbegleitender Schulung vermittelten die Ausbildungseinrichtungen des MfS den Mitarbeitern Polit- und Fachkenntnisse, aber auch Allgemeinwissen: Noch in den sechziger Jahren gab es Lehrgänge für „schriftlichen und mündlichen Ausdruck“.⁷⁵ Neben den echten Bemühungen um eine Steigerung der Standards beherrschte freilich Statusdenken die Bildungsarbeit. In grotesker Übertreibung erhob der damalige MfS-Chef Ernst Wollweber (1898–1967) 1955 das Ausbildungszentrum in Potsdam-Eiche zur Hochschule, obwohl damit weder die gerade auf zwei Jahre verlängerten Kurse noch das Ausbildungsniveau des Lehrpersonals auch nur im entferntesten Schritt halten konnten. Zehn Jahre später ließ das MfS sich dann für seine Bildungsstätte auch ganz offiziell, wenngleich geheim, vom Staatssekretär für das Hoch- und Fachschulwesen den Titel „Hochschule für die juristische Ausbildung“ verleihen. Zwar hatte ein Teil der Lehrer mittlerweile wenigstens selbst extern (fern)studiert; intern jedoch trug die Qualifizierung oft potemkinsche Züge – etwa wenn langjährigen MfS-Offizieren für einen Zwei-Stunden-Vortrag zu „operativen Fragen“ rechtswissenschaftliche Diplome verliehen wurden. Mit der formalen Akademisierung der Führungsetagen in den sechziger Jahren trug das MfS der DDR-Bildungsoffensive und dem Geist der „wissenschaftlich-technischen Revolution“ dieser Jahre Rechnung – der Minister legte Wert darauf, gegenüber den anderen bewaffneten Organen und zivilen Institutionen in dieser Hinsicht nicht zurückzustehen. Zweifellos steigerten die aufwendig betriebenen „Kaderprogramme“ Bildungsniveau und Professionalität tatsächlich, doch klaffte – bis zuletzt – eine Lücke zwischen dem Pochen auf die eigene „Wissenschaftlichkeit“, dem realen Bildungsstand und dem Unwillen, das tschekistische Mißtrauen gegenüber kritischer Geistesregung abzustreifen.

Der Prestigewert akademischer Symbole fand seinen präntiösesten Ausdruck darin, daß die MfS-Hochschule ranghohen Offizieren und Generälen für mehr oder minder zweifel-

73 Diskussionsbeitrag des Genossen Hermann, Kreisdelegiertenkonferenz der SED, 10./11.3.1956; BStU, ZA, KL-SED 572, Bl. 1097–1372, hier Bl. 1182f.

74 Hans Hesse [Pseudonym], Ich war beim MfS, Berlin 1997, S. 83f.

75 HA KuSch, Vorläufiger Katalog über die Bildungsmöglichkeiten der Angehörigen des MfS, Januar 1965; BStU, ZA, DSt 102238, Punkt 3.3.3.

hafte Kollektivdissertationen Dokortitel verlieh. Für die Karriere war der Titel belanglos, doch von der 1989 aktiven obersten Leitungsebene konnte sich knapp die Hälfte mit dem begehrten „Dr. jur.“ schmücken. Mielke selbst blieb dieses Treiben fremd: Als sich Anfang der achtziger Jahre immer mehr Generäle mit Dokortitel anreden ließen, soll er gemault haben, er fühle sich wie im Krankenhaus – und ließ ihre Verwendung im Dienstbetrieb untersagen.⁷⁶

Bei aller weltanschaulichen und mentalen Homogenität, die den elitären Korpsgeist des MfS-Apparates in seiner Abgrenzung zur Außenwelt prägte, war freilich auch innerhalb des Apparates das Denken in Rangordnungen stark ausgeprägt. Die Diensthierarchie spiegelte sich in einem Gegensystem von informellen Sprachregeln und Despektierlichkeiten der Untergebenen, die zum Beispiel den Speisesaal der MfS-Generalität auf einer Anhöhe im Komplex Normannenstraße in Berlin-Lichtenberg als „Feldherrnhügel“ bezeichneten. Markant war auch die informelle Statusordnung der verschiedenen Dienstzweige untereinander, die – grob gesprochen – an der Nähe der Tätigkeit zum idealen Tschekismus orientiert war. An der Spitze stand die Auslandsspionage des MfS, euphemistisch „Aufklärung“ genannt, *in personam* deren Agenten im „Operationsgebiet“ und deren Führungsoffiziere. An zweiter Stelle rangierten die Untersuchungsorgane der Linie IX, die die „Feinde“ der DDR ihrer strafrechtlichen Verantwortung zuzuführen hatten und genetisch den stalinistischen Kern der Staatssicherheit repräsentierten. Es folgten die anderen operativen Zweige wie die Spionageabwehr (Linie II), die für den Staatsapparat und die innere Opposition zuständige Linie XX und weitere geheimdienstliche Zweige.⁷⁷ Nachrangige Positionen nahmen die Hilfseinheiten für Post- und Telefonüberwachung, Observationen, operative Technik usw. sowie die geheimdienstfernen Aufgabenfelder ein.

5. Intergenerationelle Vermittlung

Die hohe integrative Kraft des Tschekismus mit seiner Mischung aus weltanschaulichem Deutungsangebot, Machtmitteln, Privilegien und innerem Druck beruhte nicht zuletzt auf einem spezifischen personalstrukturellen Gefüge. Bereits in der Gründungs- und Aufbauphase zeichnete das MfS ein hohes Maß an soziopolitischer „Reinheit“ aus – jedenfalls im Vergleich zu jeder anderen Institution und Organisation der frühen DDR. Die Konflikt- und Kompromißlinien der „Übergangsgesellschaft“, wie sie andere sektorale Eliten auf die eine oder andere Weise prägten, spielten bei der Staatssicherheit keine Rolle. An der Spitze des Ministeriums stand eine kleine Zahl erfahrener und linientreuer Parteikader, die aus der Zeit der Weimarer Republik, des Exils und der nationalsozialistischen Verfolgung über langjährige Erfahrungen in der Untergrundarbeit verfügten. Hinzu kamen weitere ältere Kommunisten, die den Nationalsozialismus in Deutschland überlebt hatten, ohne selbst in Haft geraten zu sein oder Widerstandarbeit geleistet zu haben. Doch auch diese Gruppe war verhältnismäßig klein. Schon ab 1952 wurden deshalb ganz überwiegend junge Männer der

76 Vgl. MfS, HA KuSch, Schreiben des Leiters an die Leiter der Dienstseinheiten vom 24.8.1981; BStU, ZA, DSt 102780.

77 Linie I: Militärabwehr, VII: Volkspolizei, XVIII: Volkswirtschaft, XIX: Verkehr und Infrastruktur usw.

sogenannten HJ-Generation bis 1945 aus sozial unterprivilegierten Verhältnissen eingestellt. Sie verfügten von Hause aus nur über elementare Bildungsvoraussetzungen (zu weit über 90 Prozent acht Klassen Volksschule oder weniger) und hatten auch unter der neuen Macht in dieser Hinsicht keine Gegenprivilegierung genossen, denn der Aufstieg in die „neue Intelligenz“ und die Karriere im Sicherheitsapparat stellten in dieser ersten Phase konkurrierende Alternativen dar. Aufgrund des zügigen Ausbaus der Geheimpolizei, des völligen Fehlens bürgerlicher „Fach“kräfte sowie der geringen Zahl von älteren kommunistischen Geheimpolizisten hatten die jungen Kader außerordentlich gute Aufstiegschancen im MfS-Apparat und stellten alsbald wesentliche Teile des mittleren Leitungsapparates.

Die konkrete Feindbildvermittlung baute in den fünfziger Jahren stark auf die Effekte der Generationensymbiose. Maßgebend war dabei der Kern langjähriger kommunistischer Untergrundkämpfer, sowjetischer Agenten und Aktivisten der illegalen Parteiorganisationen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern, deren Vertreter die Spitzenpositionen im Ministerium für Staatssicherheit besetzten. Diese Gruppe war denkbar klein, doch ihre Zahl reichte, um in der Aufbauphase in allen Zweigen präsent zu sein und als persönliche Vorbilder zu wirken. Hinzu kam eine größere Gruppe von ehemaligen KPD-Mitgliedern der Weimarer Zeit, die aber im ständig wachsenden Apparat schnell an Stellenwert verlor. Mit ihren Kampf- und Leidensbiographien galten die alten kommunistischen Kader als unantastbare Autoritäten und lieferten die Legitimation für die Härte gegen andere wie sich selbst. Sie vermittelten der Mehrheit junger Kräfte aus der HJ-/Aufbaugeneration den „antifaschistischen Stalinismus“, der bis zuletzt den Ausgangspunkt der Sicherheitsdoktrin bildete – bald gewendet in den gegen USA und Bundesrepublik gerichteten Antiimperialismus. Bis zum Ende der DDR blieb diese Generationensymbiose das prägende Faktum der MfS-Führung. Die ältere Generation war zuletzt nur noch in der Person des Ministers Erich Mielke (Jg. 1907) repräsentiert (der allerdings seine „Kampfbio-graphie“ etwas nachgebessert hatte)⁷⁸, unter ihm eine Führungsgarde, die sich nahezu durchweg aus Vertretern der „HJ-Generation“ rekrutierte, die in den frühen fünfziger Jahren zur Staatssicherheit gekommen waren.⁷⁹

Stellvertretend für diese Generation seien hier einige Reflexionen der letzten stellvertretenden Minister über ihr Selbstverständnis zitiert. Generaloberst Rudi Mittig (1925-1994), Sohn eines Fabrikbesitzers, war 1943 zur Wehrmacht eingezogen worden und 1945 bis 1949 in sowjetischer Gefangenschaft. Nach einer Kurzausbildung als Ingenieur stieß er 1952 zum MfS:

„Der deutsche Faschismus, der deutsche Militarismus, war ja zur Genüge bekannt. Mir aber war klar, daß zwischen militärischen Institutionen, wie sie der Faschismus prägte und wie sie sozialistische Staaten, also auch die DDR, installieren mußten, ein grundsätzlicher Unterschied bestand. Die ganzen Geschehnisse der Herausbildung des Kalten Krieges, die Provokationen gegen die neue Ordnung der DDR stellten die Bildung, die Entwicklung militärischer Organe, von Armee, Polizei, Sicherheits- und Geheimdienstorganen auf die

78 Zu den entscheidenden Lebenspassagen vgl. jetzt die Thesen Wolfgang Kießlings, „Leistner ist Mielke“. Schatten einer gefälschten Biographie, Berlin 1998. Die wichtigste Arbeit zur Rekonstruktion der Biographie Mielkes stammt von Wilfriede Otto, Zur Biographie von Erich Mielke. Legende und Wirklichkeit, Berlin 1994. Die Autorin hat eine umfassende Mielke-Biographie angekündigt.

79 Die Ausnahme ist der Leiter der Bezirksverwaltung Frankfurt/Oder, Generalmajor Heinz Engelhardt (Jahrgang 1944), der erst 1962 zum MfS kam. Nicht zufällig galt er als letzter „Hoffnungsträger“ der Staatssicherheit.

*Tagesordnung. [...] Natürlich stand die Frage: Wem ordne ich mich unter? Meine damaligen Vorgesetzten, ich lege Wert auf die Betonung militärische Vorgesetzte, waren durchweg antifaschistische Widerstandskämpfer, die teilgenommen hatten am spanischen Bürgerkrieg, am Kampf der Roten Armee gegen den Faschismus, die im Konzentrationslager waren. Alles Menschen, die aktiv gegen den Faschismus gekämpft hatten, denen ich, was ihr Leben betrifft, ihren Einsatz gegen den Faschismus, ihre ganze Persönlichkeit, volles Vertrauen schenkte. Sehr wohl unterschied sich ein damaliger Oberrat von einem faschistischen Major oder anderen Trägern militärischer Funktionen im Faschismus. So gesehen, war das keine Unterordnung in dem Sinne. [...] Ja, ich hatte große Achtung. Sie hatten sich – im Gegensatz zu mir – in der Zeit des Faschismus bewährt.*⁸⁰

Die soziale Herkunft aus einer Unternehmerfamilie war für diese Generation gänzlich untypisch, denn die überwältigende Mehrheit kam aus unterprivilegierten, „proletarischen“ Verhältnissen. Sie trug aber offenbar noch zur Überkompensation der eigenen, nun entwerteten Biographie bei. Ähnlich ist die Konstellation bei seinem Amtskollegen Wolfgang Schwanitz (Jg. 1930), der seit seiner Aufnahme in das SED-Zentralkomitee erkennbar als Mielke-Nachfolger aufgebaut wurde und schließlich im Herbst 1989 für wenige Wochen den MfS-Nachfolger Amt für Nationale Sicherheit leitete. Er kam aus einer Bankangestelltenfamilie (der Vater starb 1931) und hatte aufgrund seines Alters keine direkten Erfahrungen als Soldat und Kriegsgefangener gesammelt. Von 1938 bis 1944 war er einfaches Mitglied der Hitlerjugend gewesen. Vor seiner Einstellung in das MfS 1951 absolvierte er eine Lehre als Großhandelskaufmann.

„Und dann erging es mir wie so vielen Mitarbeitern der Staatssicherheit meiner Generation. Mit 21 Jahren bekam ich einen Studienplatz an der damaligen Verwaltungsakademie Forst-Zinna, hatte meine Koffer schon gepackt, meine weitere Laufbahn im Handel schien gesichert, doch dann wurde ich im Herbst 1951 völlig überraschend in das Ministerium für Staatssicherheit berufen.“

Drei Jahre später, 1954, leitete er bereits eine der Ost-Berliner Kreisdienststellen und stieg in der dortigen Bezirksverwaltung schnell bis zum stellvertretenden Leiter (1966) auf.

*„Mein unmittelbarer Vorgesetzter damals war Herr Wichert, ein grundehrlicher alter Antifaschist und Kommunist, ein Mensch, den ich sehr verehrte, weil er tatsächlich und nicht nur in Worten bescheiden war, und von dem ich viel gelernt und angenommen habe.“*⁸¹

Es handelte sich um Generalmajor Erich Wichert (1909–1985), einen alten Weggefährten Mielkes aus dem Berliner Wedding, der 1933 bis 1945 wegen Beihilfe zu dessen Polizistenmord am Bülowplatz im Zuchthaus gesessen hatte. Er stand bis 1974 an der Spitze der Berliner Bezirksverwaltung.

Die symbiotische Verknüpfung der Altkommunisten mit den Angehörigen der HJ-/Aufbaugeneration ist keine Besonderheit der Staatssicherheit. Dort jedoch wirkte sie in gleichsam absoluter Weise: Andere Leitfiguren und Vorbilder konnten die Mitarbeiter im Apparat nicht finden. Sozialdemokratische oder bürgerliche Persönlichkeiten, wie sie in anderen gesellschaftlichen Sektoren durchaus noch als Träger und Vermittler alternativer Werthorizonte präsent sein konnten, erschienen für die jungen, gleichwohl in handfester

80 Hervorhebung im Original; Rudi Mittig, in: Riecker/Schwarz/Schneider, Stasi intim, S. 166–168.

81 General Wolfgang Schwanitz, „Mensch, ist es denn wirklich schon so schlimm...?“, Gespräch in: Jean Villain, Die Revolution verstößt ihre Väter. Aussagen und Gespräche zum Untergang der DDR, Bern 1990, S. 131–156, hier S. 149f.

Verantwortung stehenden Tschekisten der fünfziger Jahre als potentielle „Feinde“, bestenfalls als unsichere Kantonisten. Ohnehin repräsentierten sie mit ihrem Bildungsvorsprung und ihrer Lebenserfahrung ein Potential der Verunsicherung, das die Mitarbeiter mit dem von Mielke zur Identifikation angebotenen „proletarischen Instinkt“ abwehren konnten. Der wiederum gedieh besonders gut auf der Grundlage der vor 1945 erlernten traditionellen Sekundärtugenden, der fehlenden positiven Erfahrung mit Prinzipien von Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und Toleranz und des tiefen Bedürfnisses nach einer politisch-moralischen Neuorientierung nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus.

Insofern konnte die Staatssicherheit – unter Inkaufnahme der hohen disziplinarischen Ausfallquote – auf einem soziokulturell vergleichsweise homogenen Personalkorpus aufbauen, dessen interne Wertevermittlung klar strukturiert war. Die Verfolgungspraxis bot zudem wenig Spielraum für Unentschiedenheit, so daß die jungen Mitarbeiter etwaige Verunsicherungen oder Überforderungen nur durch den völligen, mit hohen sozialen Risiken behafteten Ausstieg oder die Identifikation mit der von den Altkadern personifizierten und in „Kurzen Lehrgängen“ vermittelten Weltansicht bewältigen konnten.

Im Zuge des kontinuierlichen und in den „langen siebziger Jahren“ von 1968 bis 1982 forcierten Ausbaus des MfS-Apparates rückte dann eine neue Generation von Kadern ein, die in die SBZ/DDR hineingeboren oder doch wesentlich unter ihren Verhältnissen sozialisiert worden war. Die Expansion basierte zu erheblichen Teilen auf der Selbstrekrutierung aus der parteiloyalen sozialistischen Dienstklasse, namentlich des Sicherheitsapparates, und ganz besonders durch die Einstellung von Familienangehörigen bereits dienender MfS-Mitarbeiter. Angeworben wurden die Ehefrauen und andere weibliche Angehörige, die gerne in typisch weiblichen Berufsrollen bei der Staatssicherheit beschäftigt wurden, vor allem aber die Söhne von Mitarbeitern der Aufbaugeneration. Die – immer wieder propagierte – „enge Bindung an die Arbeiterklasse“ spielte spätestens seit den siebziger Jahren rekrutierungspolitisch für das MfS keine Rolle mehr – sieht man davon ab, daß es zum ritualisierten Bildungslauf gehörte, vor der MfS-Karriere zunächst eine Facharbeiterausbildung oder wenigstens einige Wochen „Einsatz in der Produktion“ hinter sich zu bringen.⁸²

Der hohe Grad der Selbstrekrutierung aus Kreisen der monopolsozialistischen Dienstklasse war eine direkte Konsequenz der MfS-Personalverfassung und der daraus abgeleiteten Einstellungskriterien. Systemloyalität und aktive Parteibindung konnten vermutet bzw. bereits im Vorfeld überprüft werden. Außerdem war einer der häufigsten Gründe für den Abbruch von Einstellungsüberprüfungen zumindest bei den Angehörigen der bewaffneten Organe weitgehend ausgeschlossen, nämlich Westkontakte des Kandidaten oder seiner Familie. Auch die Bereitschaft zum Einstieg in den MfS-Dienst war offenbar relativ stark ausgeprägt, sei es aus politischer Überzeugung, Interesse an den materiellen Konditionen oder dem Unvermögen, sich elterlichen Karriereerwartungen zu entziehen. Ein 1974 eingestellter MfS-Offizier erinnert sich an seine Werbung:

„Die Vorstellungen über die Aufgaben eines Geheimdienstes waren noch recht vage. Sicher mögen da auch ein wenig Abenteuerlust und Eindrücke aus den Kundschafterfilmen eine Rolle gespielt haben. Aufgrund meiner Erziehung im Elternhaus, in der Schule und im Jugendverband gehörte die DDR für mich zu den Siegern der Geschichte. [...] Ich war

82 Die hier nur in knappen Stichworten ohne statistische Nachweise skizzierten Trends werden ausführlicher behandelt in: Giesecke, Die hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit – eine sozialistische Elite?, sowie in der geplanten Monographie.

überzeugt, die DDR verwirklicht dank der Macht der Arbeiter und Bauern solche Ideale wie die der französischen Revolution nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und braucht dafür starke Schutz- und Sicherheitsorgane. Mein Vater galt mir dafür als Offizier der Nationalen Volksarmee als Vorbild.

Westfernsehen und Westrundfunk spielten bei uns zu Hause keine Rolle. Für mich war also die DDR mein Vaterland, mit der ich mich voll und ganz identifizierte. Aus dieser Haltung heraus hatte ich viele Gründe für meinen Eintritt in das Ministerium für Staatssicherheit. Da gab es den offenen und verdeckten Wirtschaftskrieg gegen die DDR. Tausende gut ausgebildete Fachkräfte wanderten gen Westen. Der Weltfrieden war durch blutige kriegsrische Auseinandersetzungen auf vielen Schauplätzen gefährdet.

Ich dagegen war wohlbehütet aufgewachsen. Der innere Wunsch, selbst einen Beitrag für den Schutz und die Sicherung dieses meines Landes leisten zu wollen, erwuchs daraus mit mehr oder weniger logischer Konsequenz und deckte sich mit den Werbebemühungen der Staatssicherheit. Als junger Mensch habe ich natürlich auch den guten Verdienst gesehen. Denn wenn schon voller Einsatz gefordert wurde, dann mußte er sich auch in dieser Hinsicht lohnen. [...] Nicht wenige [seiner Kollegen] hatten vergessen, woher sie gekommen waren. Nun, und das Gehalt erinnerte jeden Monat daran, daß man einer Elite angehörte, sonst wurde man ja nicht so gut bezahlt werden.⁸³

Gerade bei Angehörigen von MfS-Mitarbeitern lag die Trefferquote in der mitunter als leidige Nebenaufgabe behandelten Ausschau nach hauptamtlichem Nachwuchs aufgrund dieses formellen und informellen Voraussetzungshorizonts hoch. Zwar konnte der große „Kaderhunger“ nicht vollständig aus dem Reservoir der MfS-Haushalte abgedeckt werden und sollte dies möglicherweise auch nicht; doch durch die familiäre Integration bildete und arrondierte sich ein besonderes tschekistisches Milieu, das in Form MfS-eigener Wohnhäuser, -blöcke und -gebiete auch siedlungsräumliche Gestalt annahm. Die soziale Kontrolle nahm damit erheblich zu. Partnerbeziehungen und Familie, die in den fünfziger Jahren als private Rückzugs- und Konfliktträume noch eine erhebliche Rolle spielten, gerieten viel stärker unter einen „tschekistischen“ Zugriff, der die außerhalb „totaler Institutionen“ übliche Trennung von Arbeit, Freizeit und Wohnen tendenziell aufhob. Auch die intellektuelle Isolation, zumal in Zeiten einer gewissen Öffnung für geistige und kulturelle Einflüsse des Westens, nahm zu und trug zu einer Käseglockenatmosphäre bei, die elitäres Selbstbild sowie Feindbildpflege begünstigte und die Wahrnehmung anderer gesellschaftlicher Realitäten behinderte. Ein MfS-Offizier beschreibt die Situation im kritischen Rückblick so:

„Schließlich fällt unter das Kapitel Alpträume, daß ganze Familiensippen bei der Firma angestellt wurden. Nur die wenigsten Mitglieder von Großfamilien konnten oder wollten sich diesem Verlangen entziehen. Auch in meiner Familie gab es solche Versuche, fruchtlose allerdings, nachdem sie von mir erfahren hatten, was da so gespielt wird, was da so auf sie zukommen könnte, wie man mit Menschen umspringt und welche Einschränkungen der persönlichen Freiheit so etwas mit sich bringt. Dieser Familienbetrieb hatte vor allem den Vorteil, daß man so größere Gruppen besser an der Kandare und unter Kontrolle hatte. Das hatte aber für die Betroffenen zur Folge, daß sie so abgeschirmt waren, im eigenen Saft schmorten und nicht sahen, was in der Bevölkerung vor sich ging. [...] Junge Leute also, die vom Studium aus wegdelegiert wurden und möglicherweise kaum was anderes gelernt hat-

83 Ralf Peters, Wir haben das eigene Volk zum Feind gemacht, in: Zwiegespräch. Beiträge zum Umgang mit der Staatssicherheitsvergangenheit 2, 1992, H. 7, S. 24–28, hier S. 24f., 27.

ten – bei denen auch die Kaderakte stimmte, das heißt, möglichst keine Westverwandtschaft und keine undurchsichtigen Kontakte – wurden zunehmend vierzig Jahre lang in einem Schmalspur-Sicherheitsdenken erzogen – oder besser gesagt verzogen. [...] Sie wurden unter Leitung von Mielke und einigen seiner Paladine unter ständig eingepaukten Parolen, wie ‚Wir sind überall auf der Erde‘, wir sind die Besten, die Elite der Nation, wir müssen alles wissen, und wir wissen auch alles, in zunehmendem Maße in eine Lage hineinmanövriert, in der sie sich nicht selten moralisch unwohl fühlten. Aber viele kannten eben nichts anderes und hatten sich durch ihre strenge Abschottung von der Bevölkerung isoliert.⁸⁴

6. „Kann man den Gegner hassen, mit dem man kooperiert?“

Die Eigenheiten der Wertewelt und Personalstruktur des MfS-Personals deuten daraufhin, daß es unter den sektoralen Eliten immer eine Spitzenposition im Grad der Ideologisierung sowie der inneren Konformität einnahm. Doch auch dieser hochgradig normierte Apparat funktionierte nicht gleichsam automatisch und im Wortsinn „apparathaft“, dies zeigt die langwierige Geschichte der inneren Formung und Konsolidierung bis in die siebziger Jahre. Auch das Personal des MfS unterlag einer soziokulturellen Dynamik, die wiederum von den politischen und gesellschaftlichen Veränderungen ihrer Umwelt beeinflusst war. Diese sozialhistorisch banale Feststellung wird spätestens dann wichtig, wenn man sich die Frage stellt, warum dieser Apparat im Herbst 1989 seiner Auflösung durch die „Konterrevolution“ tatenlos zusah.

Anfang der achtziger Jahre stand das Ministerium für Staatssicherheit im Zenit seiner Macht. Nach der massiven Expansion der siebziger Jahre war es mit mehr als 80 000 Mitarbeitern der „öffentlichen“ Volkspolizei mehr als ebenbürtig und hatte in einem ambitionierten Programm seinen Anspruch „flächendeckender“ Kontrolle in bislang ungekannter Weise realisiert. Mielke war 1976 zum Mitglied des Politbüros aufgestiegen und zählte zu den einflußreichsten Männern an der Spitze der DDR. Doch diese Erfolge hatten eine Kehrseite: Der Sicherheitsapparat reagierte mit seiner Hypertrophie auf die Systemdefizite, wie sie in den siebziger Jahren zutage traten, doch er konnte diese Defizite nicht beheben, sondern lediglich mit immer aufwendigeren Mitteln verhindern, daß sie öffentlich artikuliert wurden und die Frage nach grundlegenden Veränderungen provozierten. Hauptaufgabe und Motor der Expansion der Staatssicherheit war es, die innenpolitischen Konsequenzen der mit der Entspannungspolitik verbundenen partiellen Öffnung zum Westen zu kompensieren. Zugleich schränkte die Westöffnung selbst aber den Handlungsspielraum der Staatssicherheit ein. Offene Repression erregte immer öfter das Interesse der westlichen Medien und schadete dem Bemühen der DDR um ein respektables Image im Ausland. Das MfS reagierte darauf mit dem verstärkten Einsatz verdeckter Einflußnahmen, der sogenannten Zersetzung. Statt „feindlich-negative“ DDR-Bürger zu verhaften und abzuurteilen, drangsalierte es sie mit verdeckter beruflicher Benachteiligung, Gerüchten, Psychoterror usw. und versuchte, ihre Wirkung einzuschränken.⁸⁵ Allerdings war das MfS immer öfter gezwungen, seine

84 Nitsche, Das verflixte siebte Jahr, S. 21 und 23.

85 Vgl. Sonja Stüb, Subtilere Formen der Repression in der späteren DDR – Strategien der Zersetzung des MfS gegen „feindlich-negative“ Gruppen und Personen, Wissenschaftliche Expertise für die Enquete-

aufwendigen Maßnahmepläne zurückzustellen und aufgrund außenpolitischer Rücksichtnahmen auf harte Gangarten in der Verfolgung zu verzichten.⁸⁶ Die Entspannungspolitik stellte die operativen Erfolge bei der Abschottung der DDR gegen „feindliche“, imperialistische Einflüsse in Frage. Der sprunghafte Anstieg der persönlichen innerdeutschen Kontakte führte zu einer massiven Zunahme der Überwachungsaufgaben. Zum Hauptproblem entwickelte sich seit der Unterzeichnung der KSZE-Schlußakte 1975 die ständig wachsende Zahl von Ausreisewilligen, auf die die Parteiführung mit einem in der Zielperspektive ratlosen Zickzackkurs von Repression und Ausreiseschüben reagierte. Praktisch alle operativen Dienstleistungen, allen voran die Kreisdienststellen, hatten mit den Folgen dieser bald Massencharakter annehmenden Bewegung zu kämpfen.⁸⁷

Spätestens seit der großen Ausreisewelle 1984 geriet dieses Problem außer Kontrolle. Immer wieder mußten die MfS-Mitarbeiter erleben, daß die von ihnen „bearbeiteten“ Antragsteller, zum Teil nach Inhaftierung, schließlich doch in den Westen ausreisen konnten. So machte sich unter den MfS-Mitarbeitern, die die zahlreichen Ermittlungsverfahren gegen ertrappte „Republikflüchtlinge“ oder gegen renitente Antragsteller auf ständige Ausreise führten, zuweilen der Eindruck breit, als eine Art „Ausreiseberater“ zu fungieren, deren Strafverfolgungsbemühen regelmäßig durch den absehbaren Häftlingsfreikauf in den Westen konterkariert wurde.⁸⁸ Ähnliches ist für die Oppositionsbewegung zu sagen, die zwar recht klein und hochgradig von inoffiziellen Mitarbeitern durchsetzt war, die aber letztlich im Laufe der achtziger Jahre ständig Zulauf erhielt, sich „republikweit“ vernetzte und ihre Forderungen radikalisierte.⁸⁹ Ihr übriges taten belastende Massenaufgaben wie Sicherheitsüberprüfungen, die ebenfalls eine Folge der zunehmenden Zahl von DDR-Bürgern mit Westkontakten waren. Wiederum klagten vor allen anderen die Mitarbeiter der Kreisdienststellen, sie würden lieber richtige Feinde und Agenten suchen als solche Tätigkeiten auszuführen.⁹⁰

Folgen hatte auch ein zweiter, damit zusammenhängender Trend: die „Entutopisierung“ der gesellschaftspolitischen Programmatik der SED unter der Losung der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“.⁹¹ Die Prägestkraft des kommunistischen Gesellschaftsideals und in gewisser Weise auch der Stellenwert der sozialistischen Avantgarde ließen nach. Dies hatte innerhalb des MfS nicht zuletzt deshalb Folgen, weil am Ende der Expansionsperiode mehr als die Hälfte aller Mitarbeiter aus einer Generation stammte, die ihre gesamte politische Sozialisation im Schatten der Mauer erfahren hatte, mithin das kapitalistische Gegenbild sowie den Enthusiasmus der Aufbaugenerationen gar nicht aus eigener Anschauung kennengelernt hatte und bereits wesentlich unter den Prämissen des lediglich „real-existierenden“ Sozialismus aufgewachsen war. Damit verschoben sich die Bildungsstan-

kommission des deutschen Bundestages „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit, Manuskript Berlin 1997.

86 Vgl. exemplarisch Walther, Sicherungsbereich Literatur.

87 Vgl. die grundlegende Analyse am Beispiel des Gesundheitswesens der DDR bei Sonja Süß, Politisch mißbraucht? Psychiatrie und Staatssicherheit in der DDR, Berlin 1998, S. 121–342.

88 Interview mit J. D., Untersuchungsführer auf der Linie IX, 30.9.1998.

89 Vgl. Ehrhart Neubert, Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989, 2. durchgesehene und erweiterte Auflage, Bonn/Berlin 1998, S. 499–823.

90 Vgl. Walter Süß, Die Durchdringung der Gesellschaft mittels des MfS – Fallbeispiel: Jena im Jahre 1989, in: Eberhard Kuht u. a. (Hg.), Die SED-Herrschaft und ihr Zusammenbruch (Am Ende des realen Sozialismus I), Opladen 1996, S. 115–137, hier S. 117f.

91 Vgl. Meuschel, Legitimation und Parteiherrschaft, S. 222–240.

dards sowie materiellen und ideellen Ansprüche und Lebensentwürfe.⁹² Die utopisch-revolutionäre Verheißung des idealen Tschekismus verlor an Realitätsbezug. Diese Prozesse registrierte auch das MfS seit Mitte der siebziger Jahre mit Sorge, wie die bereits zitierten Überlegungen zur Feindbildvermittlung belegen. Sie reagierte mit einer Neuauflage des stets präsenten Edukationismus: Um die persönliche Vorbildwirkung der mittlerweile weitgehend ausgeschiedenen altkommunistischen Gründergeneration zu ersetzen, sollte die „Traditionsarbeit“, also die Vermittlung der Kampferfahrungen alter Genossen durch Memoiren, Filme usw., verstärkt werden.⁹³ Doch diese hochgradig normierten Propagandaprodukte blieben – auch dies wiesen interne Studien bald nach – ohne nachhaltigen Einfluß auf die Bewußtseinslagen junger Tschekisten und die darin enthaltenen Widersprüche. Erich Mielkes auf einer Kollegiumssitzung im Jahr 1983 vorgetragene Klage trug deshalb hilflose Züge:

„Notwendig ist [die] Verstärkung der politisch-ideologischen und erzieherischen Arbeit im MfS. [Es] geht nicht an, mit Schlagworten zu arbeiten, sondern mehr innere Überzeugung und konsequente Parteilichkeit aus dem Innern heraus ist notwendig. [...] Es gilt, die alte kommunistische Einstellung wieder zu schaffen (Vergleich mit Bemühungen der KPdSU, ist auch hier noch längerer Prozeß). [...] [Die] Genossen müssen stärker gegen westliche Einflüsse immunisiert werden.“⁹⁴

Als indirekte Folge der Finanzkrise der DDR sah sich der Minister im Januar 1983 gezwungen, einen Stopp des Personalausbaus zu verhängen. Zwar führten Ausnahmen auch weiterhin zu einem moderaten Ausbau, doch die Aufstiegsdynamik innerhalb der Reihen des MfS ließ erheblich nach, es kam zu einem Beförderungsstau. Das MfS kompensierte die Folgen durch Gehaltserhöhungen, Auszeichnungen mit finanziellen Gratifikationen usw., aber gerade für Mitarbeiter jüngeren und mittleren Alters reduzierten sich die Aufstiegspektiven erheblich. Außerdem stießen sich die fortan immer massiveren Finanzzwänge mit dem Selbstbewußtsein des Apparates, der alle Versuche der Einbindung in die geregelte Staatsplanung zuvor unter Hinweis auf seine besondere Schutzfunktion und Geheimhaltung abgewehrt hatte. Wie ernst mußte es stehen, wenn selbst die sakrosankte Staatssicherheit sparen sollte?

Es mehrten sich mithin Signale, daß der bisherige „Erfolgs“-Kurs der Staatssicherheit zu einem Ende kam. Trotzdem agierte das Ministerium bis 1989 als intaktes Machtinstrument – wichtige Indikatoren wiesen es als integrierten und disziplinierten Apparat aus: Weder die Disziplinarquote noch die Entlassungsquote lassen für die achtziger Jahre ein gesteigertes inneres Konfliktpotential oder nachlassende Kampfbereitschaft erkennen. Die Disziplinarquote lag weiterhin bei etwa drei Prozent des Mitarbeiterbestandes pro Jahr und sank sogar gegen Ende der achtziger Jahre geringfügig (was freilich als Indiz für nachlassenden disziplinarischen Durchgriff gelten könnte). Vergehen, die einen Reflex auf die Krise darstellen

92 Vgl. zum generationellen Erfahrungshorizont: Christiane Lemke, Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR, Opladen 1991.

93 1977 wurde zu diesem Zweck unter anderem die „Zentrale Traditionsstätte“ an der Hochschule des MfS Potsdam-Eiche eingerichtet; JHS, Abt. Information/Dokumentation, Abt. Wissenschaftsorganisation, Entwurf – Daten und Fakten zur Entwicklung der Hochschule des Ministeriums für Staatssicherheit, Dezember 1984; BStU, ZA, JHS 23092; vgl. auch: Albertus, Zu Erfahrungen der politisch-ideologischen Erziehung junger Mitarbeiter des MfS.

94 Stichwortprotokoll der Ausführungen des Genossen Minister, Kollegiumssitzung am 8.6.1983; BStU, ZAA; SdM 1567, Bl. 48–57, hier Bl. 54.

könnten, spielten nur eine minimale Rolle. Ähnliches gilt für die Zahl der Entlassungen mit offen oder verdecktem „negativem“ Hintergrund.⁹⁵ Eine signifikante Steigerung von direkt oder indirekt politisch motivierten Konflikten mit Mitarbeitern ist aus diesen Globaldaten nicht abzulesen. Erst die Suche „zwischen den Zeilen“ – namentlich in den wiederum zuweilen „ertragreichen“ Abschlußarbeiten der MfS-Hochschule – lassen subkutane Verhaltensströmungen erkennen, mit denen MfS-Mitarbeiter auf die Systemkrise reagierten. Präzise gewichten und in ein „Fraktionierungsraster“ einordnen lassen sich diese Strömungen nicht, jedoch grob typologisch unterscheiden.

Besonders diffus ist die erste Strömung: eine wachsende Neigung, die Gewichte zwischen dienstlichem und privatem Engagement zugunsten der letzteren zu verschieben. Es handelt sich dabei nicht im eigentlichen Sinne um einen aktiven Prozeß der „Privatisierung“. Dieses Bild wäre schon deshalb falsch, weil – wie dargelegt – jenseits des Mythos der Selbstlosigkeit der persönliche Nutzen immer Gewicht im Wertgefüge der MfS-Mitarbeiter hatte. Doch allein durch das Verblassen bzw. die schwierigere Vermittlung des Feindbildes unter den Bedingungen der Entspannungspolitik wuchs der Stellenwert „nicht-ideologischer“ Interessen. Gerade bei langjährigen Führungskadern nahm offenbar die Neigung zu, die Position – als eine Art Selbstbelohnung für harte und entbehrungsreiche Dienstzeiten – für persönliche Belange zu nutzen, und führte bei einigen Kreis- und Bezirks„fürsten“ zu Auswüchsen dynastischer Privilegienwirtschaft.⁹⁶

Wichtiger als diese Auswüchse, die nicht selten die Disziplinarorgane auf den Plan riefen, war allerdings die gewohnheitsrechtliche Alltagspraxis auf niedrigem Niveau. Ein zentrale Rolle in diesem Zusammenhang spielte die offenbar wachsende kompensatorische Funktion des exzessiven Genusses der einzigen legalen Rauschdroge, des Alkohols. Wie in der DDR insgesamt, gehörte der Alkoholkonsum auch im MfS nicht erst in den achtziger Jahre zum Alltag, doch sah sich der Medizinische Dienst des Ministeriums nun zu umfangreichen Handreichungen veranlaßt, die den Vorgesetzten helfen sollten, den Alkoholismus in ihrem Verantwortungsbereich zu bilanzieren und einzudämmen.⁹⁷ Nachdem ein betrunkenener MfS-Wachmann 1985 eine Person erschossen hatte, verordnete Mielke sogar eine scharfe Anti-Alkohol-Kampagne innerhalb des MfS, die durchaus an die entsprechenden sowjetischen Vorstöße unter Andropow und dem frühen Gorbatschow erinnert.⁹⁸ Zweifellos war die stärkere Akzentuierung privater Interessen und Neigungen der am wenigsten „gefährliche“ und markante Trend, jedoch vermutlich auch der am stärksten verbreitete.

Eine zweite Reaktion führte in die entgegengesetzte Richtung. Die Spannung zwischen militantem Law-and-Order-Denken und den politisch auferlegten Hemmschuhen schlug sich in unverhohlenen Forderungen nach schärferem Vorgehen gegen „feindlich-negative Kräfte“ nieder. In einigen Fällen schmiedeten Mitarbeiter mehr oder weniger unter der Hand eigene einschlägige Pläne. Dieses Drängen stand im Widerspruch zur stets betonten

95 Echte disziplinarische Entlassungen „in Unehren“ waren ohnehin sehr selten. Wichtiger waren die Entlassungen wegen „Nichteignung“, die einen sanfteren Übergang ins zivile Berufsleben ermöglichten.

96 Einen markanten Einzelfall schildert der Verfasser in Gieseke: *Abweichendes Verhalten*.

97 HA Kader und Schulung, Zentraler Medizinischer Dienst, Zu sozialen, medizinischen und kaderpolitischen Aspekten des Alkoholmißbrauchs und der Alkoholabhängigkeit, Juni 1987; BStU, ZA, HA IX 868, Bl. 3–18.

98 Befehl 13/85 des Ministers vom 26.6.1985; BStU, ZA, DSt 103120.

Unterordnung unter die Partei, doch wußte es sich im heimlichen Einklang mit Erich Mielkes „bolschewistischem Instinkt“, der etwa 1984 vor der Generalität lamentierte:

„Wenn wir nicht gerade jetzt hier in der DDR wären – ich will Euch das ganz ehrlich sagen, damit ihr wißt [...] – wenn ich so in der glücklichen Lage wäre wie in der Sowjetunion, dann würde ich einige erschießen lassen. Revolutionäre Gesetzmäßigkeit, damit ihr wißt, nicht etwa den Prozeß machen, so meine ich [das].“⁹⁹

Am besten dokumentiert sind solche Pläne aus der Abteilung XX der Berliner Bezirksverwaltung – einer Einheit der Staatssicherheit, die im Zentrum des oppositionellen Geschehens und unter den Bedingungen starker westlicher Medienpräsenz agierte. Zwei Offiziere hatten die Ermordung der prominenten Oppositionellen Ralf Hirsch und Rainer Eppelmann geplant. Sie sollten tödliche „Unfälle“ erleiden.¹⁰⁰ Aufgegeben hatten sie die Pläne erst, nachdem die polnische Staatssicherheit zuließ, daß vier ihrer Mitarbeiter wegen Mordes an dem Priester Jerzy Popieluszko vor Gericht gestellt und verurteilt wurden. Eine interne MfS-Untersuchung stieß später in anderem Zusammenhang auf die Pläne und kam zu dem Schluß, daß die Mitarbeiter Vorbehalte gegen die kompromißorientierte Parteilinie in Kirchenfragen gehegt und „auf eigene Faust“ versucht hätten, Politik zu machen. Die Mitarbeiter wären von „Elitedenken“ beherrscht und würden sich als „Spezialisten“ sehen, „die sich unangreifbar und unfehlbar dünkten“.¹⁰¹

Wie weit das Wissen und die Zustimmung zu diesen militanten Plänen in der Hierarchie der Bezirksverwaltung reichte, konnten oder wollten die internen Ermittler nicht abschließend klären. Die Aussagen der Beteiligten ließen allerdings vermuten, daß die beiden Offiziere auf stillschweigende Zustimmung ihrer Vorgesetzten bis in die Spitze der Bezirksverwaltung rechnen konnten – nach der Devise: „Aber laßt euch nicht erwischen, dann können wir euch nicht helfen“. Markant an dem Fall ist zudem, daß es sich keineswegs um verhärtete alte Haudegen, sondern um relativ junge, akademisch gebildete Karrierekader handelte, die sich neben ihren Mordplänen Gedanken über eine nachhaltige „Modernisierung“ der Staatssicherheit mit Computertechnik sowie um eine vermeintlich realitätsgerechtere Unterscheidung zwischen wirklichen „Feinden“ (wie Eppelmann und Hirsch) sowie „Mitläufern“ und „Irregeleiteten“ machten. Wie weit das Verlangen nach schärferem Durchgreifen verbreitet war und wie es sich in der operativen Praxis niederschlug, ist schwer zu beurteilen. Stimmungsberichte aus anderen Dienstseinheiten unterstreichen allerdings, daß die genannten Offiziere mit ihren Ansichten keineswegs alleine dastanden.

Als dritte Strömung häuften sich die Schwierigkeiten bei den jüngsten Tschekisten. Immer öfter sah das MfS sich gezwungen, gerade junge Mitarbeiter auf deren Wunsch hin zu entlassen. Bei den „außerplanmäßigen“ Entlassungen (neben Rente, Invalidisierung usw.) stieg der Anteil von 38 Prozent (1984) auf 63 Prozent (1988). In absoluten Zahlen lag der Höhepunkt 1986 mit 372 registrierten erfolgreichen Gesuchen. In Relation zur Größe des Apparates war eine solche Zahl fraglos zu verschmerzen. Doch dahinter stand, wie die Kaderverwaltung wußte, eine erhebliche Dunkelziffer offiziell gar nicht gemeldeter Entlas-

99 Tonbandmitschnitt einer Rede von Erich Mielke von 1984, dokumentiert bei Joachim Walther (Hg.), Mielke – Ein deutscher Jäger, Audio-CD, München 1995.

100 Hirsch sollte unter Alkoholeinfluß erfrieren, Eppelmann einem Autounfall zum Opfer fallen.

101 ZAIG, Bereich 2, Bericht über wesentliche Ergebnisse der Überprüfung in der Abteilung XX der BV Berlin (bestätigt, Mielke), 5.1.1989, S. 1; BStU, BF-Dokumentation, ohne Paginierung. Zur retrospektiven Selbstdarstellung aus der Sicht eines des beiden belangten Mitarbeiter vgl. „Major Glewe, 45 [Pseudonym]“ in: Klein, Plötzlich war alles ganz anders, S. 82–103.

sungsgesuche. Viele Vorgesetzte versuchten zunächst, entsprechenden Wünschen ihrer Mitarbeiter intern – je nach Temperament – mit fürsorglicher Beratung oder schlichtem Druck zu begegnen, denn sie ließen sich von den Kadernspezialisten nur ungern vorhalten, ihren „erzieherischen“ Pflichten nicht hinreichend nachgekommen zu sein. Die – möglicherweise ausgemalten – Konsequenzen einer „unehrenhaften“ Entlassung ließen die Ausstiegswilligen mithin vor dem Entlassungsgesuch zurückschrecken, schufen aber keine erneute Motivation.

Zum anderen zeigten die Entlassungsmotive, daß die tschekistische Sozialisation immer häufiger fehlschlug. Unmittelbar politische Kritik spielte in den Anträgen nicht die wichtigste Rolle; sie zu formulieren war wegen der drohenden, ungleich schärferen Konsequenzen ohnehin nicht angeraten. Doch die von der Kaderverwaltung ermittelten Gründe widerspiegeln eine „Revolt“ gegen die Wege und Methoden der tschekistischen „Einarbeitung“:

- 1. „Vorhandene bzw. zunehmende Einengung der persönlichen Freiheit“ durch lange Dienstzeiten, Bereitschaften, wenig Freizeit, Unterordnung aller persönlichen Interessen und „zunehmenden Verlust des Umgangs- bzw. Freundeskreises“;
- 2. „Ablehnung der militärischen Disziplin und des bedingungslosen Gehorsams ‚selbst bei unklarer und verständnisloser Aufgabenstellung‘“, sowie Gängelei hinsichtlich Kleidung und Haarschnitt;
- 3. „Grundsätzlich fehlende politisch-ideologische Motivation“;
- 4. „Fehlende Einsicht in kaderpolitische Pflichten zur Gewährleistung der inneren Sicherheit“, also den Abbruch persönlicher Beziehungen zu Verwandten und Bekannten mit Westkontakt.
- 5. „Ehepartnerinnen/Freundinnen sind nicht bzw. nicht mehr bereit, sich den Anforderungen als Partner zu stellen“, bis hin zum Zerbrechen der Ehen.

Es folgten fünf weitere, ähnliche gelagerte Problemfelder, darunter „10. Nichtidentifizierung bzw. direkte Ablehnung der Arbeit mit den operativen Mitteln und Methoden des MfS“¹⁰². Von Spezialisten der Kaderarbeit erstellte Studien vertieften diese Befunde: Der Nachwuchs, zumal der aus dem familiären Milieu der Sicherheitsorgane stammende, verband mit dem MfS-Dienst durchaus ein hohes Sozialprestige, verknüpfte mit ihm aber anspruchsvolle persönliche Erwartungen an Verdienst, intellektuelle Herausforderungen und Chancen zur „Selbstverwirklichung“. In einer Erhebung nannten Einstellungskandidaten folgende Rangfolge ihrer beruflichen Wertschätzung: 1. MfS-Mitarbeiter, 2. Pilot, 3. Kriminalist, 4. Arzt und 5. Richter. Schutz- und Verkehrspolizisten sowie Strafvollzugsangehörige dagegen handelten sie auf einer Stufe mit wenig angesehenen Berufen wie Baufacharbeiter und Schriftsteller (!).¹⁰³ Offenbar prägte nicht mehr allein die Wertewelt des Sicherheitsmilieus das Berufsprestige, sondern vermischte sich mit traditionellen, akademisch orientierten Wertmustern. Die bedingungslose Unterordnung unter dienstliche Be-

102 HA KuSch, Bereich Disziplinar, Referat A/I, Analyse zu Entlassungsgesuchen von Angehörigen des MfS und der Bezirksverwaltungen, die im Zeitraum I. bis III. Quartal 1988 (1.1. bis 30.9.1988) zur Entlassung führten; 10.11.1988; BStU, ZA, KL SED 191, Bl. 1058–1069, hier Bl. 1064–1067.

103 Werner Friedländer, Die Kenntnis über die Vorstellungen, Erwartungen und Einstellungen der Berufsoffiziersbewerber in bezug auf ihre künftige Tätigkeit im MfS als Grundlage für ihre wirksame Betreuung, Diplom-Arbeit JHS 1985; BStU, ZA, JHS 20383, Anhang I, S. 3.

lange, Versetzungsbereitschaft, permanente Überstunden und Bereitschaftsdienste sowie stumpfsinnige Sicherungseinsätze zu „gesellschaftlichen Höhepunkten“ waren damit kaum in Einklang zu bringen.

Negativ wirkte offenbar auch die wachsende Bereitschaft ihrer Altersgenossen, ihre Aversionen gegen eine Karriere in den Sicherheitsorganen zu artikulieren. Aus der erwähnten Gruppe gaben mehr als die Hälfte der Schüler (51,5 Prozent) und fast zwei Drittel (63,6 Prozent) der Lehrlinge an, ihre Entscheidung für eine Laufbahn als Berufsoffizier bzw. -unteroffizier sei von ihren Mitschülern bzw. Lehrlingskollegen nicht begrüßt worden. Allerdings war ihre zukünftige Tätigkeit für die Staatssicherheit offiziell gar nicht bekannt, sie galten als Bewerber für die Nationale Volksarmee. Selbst unter den Zeitsoldaten im Wachregiment Feliks Dzierzynski des MfS, das ja eigentlich als Kaderschmiede fungieren sollte, stießen diejenigen, die sich für eine tschekistische Berufskarriere entschieden, auf massive Anfeindungen. Nur etwa jeder fünfte angesprochene Zeitsoldat war zu einer Dauertätigkeit beim MfS bereit. Zuweilen versuchten sie, ihre Bewerbung auch vor den Kameraden zu verheimlichen.

Zur gesellschaftlichen Isolation trug zudem die sprunghafte Zunahme der Westreisen von DDR-Bürgern (vor allem 1985/86) bei. Die Mitarbeiter und Einstellungskandidaten mußten persönliche Kontakte zu solchen DDR-Bürgern aufgeben. Daraus resultierten zuweilen schwere Konflikte im familiären Umfeld. Gerade die jungen Mitarbeiter standen nicht selten vor der Situation, auf Geheiß des MfS eine Liebesbeziehung abbrechen zu müssen, weil die Freundin oder jemand aus ihrer Verwandtschaft nicht diesen kaderpolitischen Anforderungen entsprach. Ein MfS-Offizier, der in seiner Diplom-Arbeit Schwierigkeiten der Vorbereitungs- und Einarbeitungspraxis anhand dreier Einzelfälle analysierte, notierte:

„In zwei Fällen wurde der Bescheid erteilt, daß die Partnerwahl nicht unseren Schutz- und Sicherheitsbedürfnissen entspricht und eine Trennung herbeizuführen ist. Diese Trennung wurde durch die Genossen als sehr hart empfunden und erst nach der Einstellung in unser Organ verstanden.“¹⁰⁴

Soviel Einsicht in die Notwendigkeit zeigten freilich nicht alle Einstellungskandidaten – sie gaben nicht der Braut, sondern der „Firma“ einen Korb.

Konflikte schuf schließlich auch das offizielle Selbstbild vom „sozialistischen Rechtsstaat“ DDR. Junge Mitarbeiter verspürten „Widersprüche zu bisherigen moralischen Wertvorstellungen wie Offenheit, Ehrlichkeit, Würde des Menschen, Unverletzlichkeit der Persönlichkeit, Ehre und Gewissen“¹⁰⁵, wenn sie die Arbeit mit Spitzeln, Wanzen usw. kennenlernten. Sie reagierten nach einem zivilen Jura-Studium im MfS-Auftrag und einer Diplom-Arbeit über die „Realisierung des Rechts auf Verteidigung bei der Vernehmung von Beschuldigten“ mit Unverständnis, wenn sie in der Einarbeitung als Untersuchungsführer lernten, daß das MfS dieses Recht ignorierte.¹⁰⁶ Solcher Wertewandel, der mit dem militari-

104 Uwe Meng, Die Betreuung und Vorbereitung von Berufsoffiziersbewerbern auf die Einstellung/Einberufung in das MfS durch die operativen Diensteinheiten und die Kaderorgane, Diplom-Arbeit JHS 1985; BStU, ZA, JHS 20313, Bl. 54.

105 Peter Roahl, Zu ethischen Faktoren bei der Einarbeitung junger Kader in den operativen Dienst unter dem Aspekt des Vertrautmachens mit den spezifischen Mitteln und Methoden der Arbeit des MfS, Diplom-Arbeit JHS 1987; BStU, ZA, JHS 20957, S. 5.

106 Interview J. D., Untersuchungsführer der Linie IX, 30.9.1998. J. D. wurde wegen der fortdauernden Konflikte bereits nach wenigen Monaten aus der Vernehmungstätigkeit versetzt und später auf sein Gesuch hin wegen „Nichteignung“ entlassen. Vgl. BStU, ASt Leipzig, KS II 1917/91.

sierten Geist von Kampf und Dienstbarkeit nicht in Einklang stand fand Eingang in die Reihen der Tschekisten – ohne Chance interner Rückkopplung und deshalb disziplinarisch beherrschbar, doch im Rückblick unübersehbar. Seinen Ursprung hatte er in der im Normativen zögerlichen und partiellen, im Realen durchgreifenden „Verwestlichung“ der DDR-Gesellschaft in der Systemkonkurrenz.¹⁰⁷

Solche Degenerationen und Mutationen waren für die Führung des Ministeriums als ärgerliche Folgen der „politisch-ideologischen Diversion“, also der geistigen Einflußnahme des imperialistischen Feindes, zu verbuchen und mit entsprechendem Nachdruck zu geißeln, doch im hergebrachten ideologischen Rahmen erklärbar. Damit war es Mitte der achtziger Jahre vorbei, als die Einheit der politisch-geheimdienstlichen Befehlskette mit dem Beginn der sowjetischen *perestrojka* zerbrach. Das Schisma zwischen Moskau und Ostberlin löste unter den MfS-Mitarbeitern Verwirrung aus. Wer es wagte, konnte die Diskrepanzen zwischen offizieller Lageeinschätzung und realer Krisenwahrnehmung nun in neuer Weise denken und unter Berufung auf die sowjetische Parteiführung artikulieren. Der Mielke-Stellvertreter und „Kronprinz“ Generalleutnant Wolfgang Schwanitz erinnert sich:

*„Was uns motivierte, war also eine gewisse Gläubigkeit, allerdings gepaart mit einer Disziplin, die man uns von Jugend an eingetrichtert hatte. Dennoch muß ich sagen, daß uns der sich unerhört verschärfende Widerspruch zwischen dem, was an den ZK-Tagungen gesagt wurde, und dem Leben, wie es tatsächlich war, ab Mitte der achtziger Jahre immer deutlicher bewußt wurde. Dafür sorgte insbesondere die Perestrojka in der Sowjetunion. Und von da an – diesen Vorwurf kann sich keiner ersparen – wurde Disziplin immer mehr zur Inkonsequenz.“*¹⁰⁸

Dieses retrospektive Bekenntnis zur Unausweichlichkeit des Gorbatschowschen Projekts herrschte freilich in der zeitgenössischen Situation keineswegs vor, denn es trieb die MfS-Mitarbeiter in einen Rollenkonflikt, den sie nicht lösen konnten: Früher oder später mußten sie den Punkt erreichen, an dem sie die Wurzeln ihres Feindbildes und damit ihre eigene Legitimation in Frage zu stellen hatten. Vermutlich variierten die Reaktionsweisen je nach konkretem Aufgabenfeld: Bei den Spezialisten für die offenkundig krisengeschüttelte Volkswirtschaft war die Bereitschaft zum Umdenken möglicherweise größer als bei Vernehmern des Untersuchungsorgans, unter denen Gorbatschow offenbar nahezu durchweg schlicht als Verräter galt, der im Begriff war, der kommunistischen Sache den Dolchstoß zu versetzen.¹⁰⁹ Orientierung offerierte auch der 1986 pensionierte stellvertretende Minister Generaloberst Markus Wolf (Jg. 1923), der es als alter „Moskowiter“ verstand, seinem Abschied die Aura eines demonstrativen Aktes gegen die regierenden Greise zu geben. Sein – später öffentlich vorgetragenes – Plädoyer für einen entstalinisierten, „sauberen“ Tschekismus offerierte wohl vor allem jenen MfS-Kadern eine Perspektive, die sich auf den Professionalismus „echter“ Spionage und Spionageabwehr besinnen zu können meinten.

Wie stark die sowjetische Reformpolitik an den Grundfesten des Tschekismus nagte, läßt sich exemplarisch wiederum an einer Diplomarbeit ablesen, in der im April 1989 ein junger Offizierschüler Überlegungen zur „Herausbildung des Berufsethos“ der MfS-Leute unter

107 Ganz ähnliche Phänomene erkennt Martin Sabrow in der Erosion der Historiographie als Legitimationwissenschaft; vgl. Martin Sabrow, Hinterrücks zusammengebrochen. Wie die Diktatur der Zustimmung verfiel: Die Auflösung eines Paradoxons aus den letzten Tagen der DDR, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.11.1998, S. 46.

108 Schwanitz, „Mensch, ist es denn wirklich schon so schlimm...?“, S. 153.

109 Interview mit J. D., Untersuchungsführer der Linie IX, 30.9.1998.

den Bedingungen des Feindbildwandels anstellte. Er ging aus von der sowjetischen außenpolitischen Doktrin des „Neuen Denkens“ sowie dem sogenannten SED-SPD-Papier „Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit“ vom August 1987, in dem es hieß, die Unterzeichner sollten „keine Feindbilder aufbauen, die Motive der anderen Seite nicht verdächtigen“ und „realistische und differenzierte Analyse statt Propagierung pauschaler Feindbilder“ betreiben. Die naheliegende Frage, inwiefern diese Absicht das tschekistische Feindbild berührt, wehrte er zunächst ab: „Der einzige Grund, gegen Feindbilder zu sein, ist für uns: Es gibt keine Feinde mehr.“ Die MfS-Offiziere bräuchten auch weiterhin ein tschekistisches Feindbild, denn dies sei „ein wichtiger geistiger Kompaß bei der Realisierung unseres Klassenauftrags“. Jedoch bedürfe es in Anbetracht der neuen politischen Entwicklung einer Verbesserung. Doch der Kompaß wies keinen Kurs mehr – verwirrt fragte der Offiziersschüler:

„Kann man den Gegner hassen, mit dem man kooperiert? [...] Hat der Imperialismus, der bereits großes Unglück über die Menschheit brachte, Werte, die es zu bewahren gilt? Wird es jemals einen Imperialismus geben, der ohne Lüge und Verleumdung gegen den Sozialismus bestehen kann? Ist unser Kampf um ein friedliches Neben- und Miteinander nicht aussichtslos?“¹¹⁰

In solcher Weise hin- und hergerissen ging wohl nicht nur er in seine ersten und zugleich letzten Dienstmonate.

Ordnet man solche Bruchstücke und Indizien ein, so läßt sich festhalten: Von der in militärisch verfaßten Institutionen naturgemäß hohen Schwelle zur offenen Artikulation von Widerspruch war die innere Lage des MfS – solange die politisch-dienstliche Hierarchie noch funktionierte – weit entfernt. Das Ministerium für Staatssicherheit war als militärischer und polizeilicher Kampfverband äußerlich intakt und gab wenig Anlaß, ausgerechnet hier einen Hort von Reformprotagonisten zu vermuten. Doch hatten seit langem schleichende Erosions- und Zersetzungsprozesse eingesetzt, die sich unter dem Einfluß von realer und ideologischer Krise erkennbar beschleunigten. Gemeinsam war den Artikulationsformen dieser Prozesse die mehr oder weniger bewußte Ahnung, daß die herrschende Politik und mit ihr das MfS in eine Sackgasse geraten waren. Die Reaktionen darauf reichten vom Entlassungsgesuch, dem Rückzug ins Private, der Forderung nach einem neostalinistischen Gegenschlag bis hin zum Versuch einer gorbatschowistischen Wiedergeburt des „sauberen Tschekismus“. Daß es um seine Truppe nicht zum besten stand, bemerkte auch der Minister. Ende August 1989 stellte er ebenso abgestoßen wie bewundernd die Kampfmoral der „feindlich-negativen Kräften“ und seiner Männer im Angesicht der bevorstehenden Entscheidungsschlacht gegenüber:

„Die Leute sind viel offensiver als in mancher Beziehung unsere Genossen. Glaubt mir das. Von jeher, auch in der Kommunistischen Partei Deutschlands, die Genossen, die in der Partei waren, auch dort gab es Avantgarde, die Tag und Nacht und Sonnabend, Sonntag arbeiteten. Und heute ist es genau dasselbe. Da haben sie ein Auto, fahren raus, tun dies und jenes und der große Teil, der sagt sich, dauernd mit diesem Gesockse sprechen, das

110 Uwe Hasenbein, Zum tschekistischen Feindbild und damit verbundenen Problemen bei der Herausbildung des Berufsethos bei Offiziersschülern der Hochschule des MfS; Diplom-Arbeit JHS 1989; BStU, ZA, JHS 21431, S. 7f., 31.

*hängt uns bis hier her und wir wollen auch unsere Ruhe haben usw. Und die Feinde, die bleiben aktiv.*¹¹¹

Als im Herbst schließlich die politisch-militärische Befehlskette zusammenbrach, fehlte es der Staatssicherheit in der Tat an Kraft zum eigenständigen Vorgehen.¹¹² Wenige wollten im Herbst 1989 auf eigene Faust zurückschlagen, die Mehrheit der Generalität sich in ein reformiertes Amt für Nationale Sicherheit retten. Erhebliche Teile der jüngsten Mitarbeitergeneration verkannten ihre Rolle und solidarisierten sich sogar mit den Demonstranten, die Masse rannte den Ereignissen hinterher, war vom Verrat durch die Partei überrascht und verbittert, vertuschte, was noch zu vertuschen war, und begann erstaunlich schnell, sich nach Überlebenschancen außerhalb des Sicherheitsapparates umzusehen.

111 Dienstbesprechung beim Minister für Staatssicherheit, 31.8.1989; in: Armin Mitter/Stefan Wolle (Hg.), *Ich liebe Euch doch alle! Befehle und Lageberichte des MfS Januar – November 1989*, Berlin 1990, S. 113–138, hier S. 136.

112 Vgl. Walter Süß, *Staatssicherheit am Ende. Warum es den Mächtigen nicht gelang, eine Revolution zu verhindern*, Berlin 1999.